

FORSCHUNGSBERICHT

Zum Projekt „Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse“

Forschungsteam

Tobias Dera,

Michael Schüßler, Lukas Moser, Teresa Schweighofer

Ansprechpartner*innen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart:

Michael Elmenthaler, Christiane Bundschuh-Schramm

Projektzeitraum: 2017-2019

Tübingen, 18.11.2019

Inhalt

A	Abstract und Kurzzusammenfassung der Ergebnisse	4
B	Beschreibung des Forschungsprojektes	5
1.	Diskursiver Kontext und zentrale Forschungsfrage	5
2.	Der Prozess „Kirche am Ort – Kirche an vielen Orten gestalten“	8
3.	Methodische Gesamtanlage des Forschungsprojektes	10
4.	Auswahl der Seelsorgeeinheit und Kontaktaufnahme	11
C	Erhebung und Auswertung der Daten	12
1.	Das Prozessteam	12
1.1.	Methodisches Vorgehen	12
1.2.	Hinführung	12
1.3.	Identitäten und ihre Beziehungen	14
1.3.1	„Der Prozess“	14
1.3.2	„Das Prozessteam“	15
1.3.3	„Die Leute“	16
1.3.3.1	Die Umfrage	16
1.3.3.2	Die Gemeindeversammlung	17
1.3.4	„Strukturfragen“	18
1.4.	Weiterführende Perspektiven	19
1.4.1	Beziehung als Information und Kontrolle	20
1.4.1.1	Öffentlichkeitsarbeit	20
1.4.1.2	Menschen erreichen	21
1.4.1.3	Menschen dazu bewegen etwas zu tun	22
1.4.2	Beziehung als Dialog	23
1.4.3	Orte als Teil einer Liste und als Ereignisorte	24
1.5.	Zusammenfassung: Kirche vor Ort	26
2.	Netzwerk-Interviews	27
2.1.	Methodisches Vorgehen und Beschreibung der Interviewpartner*innen	27
2.2.	Evangeliumsrelevante Orte	30
2.3.	Ereignisqualitäten evangeliumsrelevanter Orte	45
2.3.1	Vorbemerkungen	45
2.3.2	Befreiende Potenzialität	46
2.3.3	Persönliche Relevanz	47
2.3.4	Überschreitende Resonanz	48
2.3.5	Gelebte Gemeinschaft	49

2.3.6	<i>Ermöglichende Diakonie</i>	50
2.3.7	<i>Unverfügbare Ereignishaftigkeit</i>	51
2.3.8	<i>Bezeugende Normativität</i>	52
2.3.9	<i>Überblick</i>	53
2.4.	<i>Zum Verhältnis von Fluidität und Konstanz</i>	53
2.5.	<i>Pastoraler Ausblick</i>	55
2.5.1	<i>Kirchliche Vollzüge und Evangeliumsrelevanz</i>	55
2.5.2	<i>Neue Orte zulassen und fördern</i>	56
2.6.	<i>Zusammenfassung: Kirche vor Ort</i>	57
3.	<i>Beobachtungen zum pastoralen Abschlussbericht</i>	58
3.1.	<i>Wenig Aussagekraft in Bezug auf netzwerkaffine Ereignisqualitäten</i>	58
3.2.	<i>Unklare Konsequenzen</i>	58
3.3.	<i>Öffnung „nach außen“ bleibt unidirektional</i>	59
3.4.	<i>Erfahrungen und Vorschläge der Umfrage kaum gefragt</i>	59
3.5.	<i>Rückmeldungen aus der Umfrage: Gegensätze und mehr vom Gleichen?</i>	59
3.6.	<i>Das Jugendforum: Ein Erfahrungs- und Dialogort</i>	60
3.7.	<i>Die Netzwerkkarten: Ein Kirchenbild der konzentrischen Kreise?</i>	61
3.8.	<i>Zusammenfassung: Kirche vor Ort</i>	61
D	<i>Zusammenführung und Triangulation der Erkenntnisse</i>	62
1.	<i>Die Programmatik des Prozesses: Von Gemeindezentralität zu Kirche an vielen Orten</i>	62
2.	<i>Die Seelsorgeeinheit als Ort wirkmächtiger Gewohnheiten</i>	64
3.	<i>Kirche als Ort geringer Partizipation</i>	65
4.	<i>Kirche als Netzwerk vieler Orte und Ereignisse?</i>	66
5.	<i>Ausblick</i>	71

A Abstract und Kurzzusammenfassung der Ergebnisse

Der Begriff „Netzwerk“ erfreut sich im pastoraltheologischen Fachdiskurs zunehmender Beliebtheit, um diversitätsaffines kirchliches Handeln zu beschreiben. Auch im aktuellen Kirchenentwicklungsprozess der Diözese Rottenburg-Stuttgart „Kirche am Ort – Kirche an vielen Orten gestalten“ dient er als Leitbegriff. Dies nimmt die vorliegende qualitativ-empirische Studie zum Anlass, die konkrete Praxis der Kirche vor Ort am Beispiel einer Seelsorgeeinheit zu untersuchen und danach zu fragen, welche Bedeutungs- und Handlungsstrukturen situativ tatsächlich wirksam sind. Mit Harrison White wird dabei angenommen, dass sich Netzwerke – wie andere soziale Strukturen auch – in der Kommunikation und Interaktion der Akteure konstituieren und zeigen. Konkret werden die zu analysierenden Daten an drei Erkenntnisorten erhoben: Den Treffen des lokalen Prozessteams, einigen „flanierenden Netzwerk-Interviews“ entlang evangeliumrelevanter Orte im Sozialraum und dem Abschlussbericht des Prozessteams an die Diözese.

In den flanierenden Interviews wird eine verstreute, erfahrungshaltige Präsenzvermutung des Evangeliums sichtbar, in denen sich theologiegenerative Ereignisqualitäten der Kirche am Ort dokumentieren. Im Prozessteam und im Abschlussbericht wird diese „Kirche an vielen Orten“ von der Perspektive der einen „Kirche am Ort“ überlagert. Die prägenden Selbstverständlichkeiten scheinen Kirche, auch noch im Rücken gegenläufiger Absichten, als hierarchisch, organisationslogisch und unizentrisch zu modellieren. Alternativen, dezentraleren Perspektiven auf das Kirchenverständnis fällt es dagegen schwer, praktische Wirksamkeit zu entfalten. So werden die Beziehungen zwischen Prozessleitung und anderen (gemeindlichen) Orten weitgehend unidirektional und wenig partizipativ gestaltet, obwohl immer wieder die Intention sichtbar wird, Dialog herzustellen. Ebenso kann sich das Interesse an Erfahrungen nur schwer gegen die organisationslogische Orientierung an Fakten und Abläufen behaupten. Die Idee einer polyzentrischen Kirche vor Ort, in der die Kirchengemeinde (nur) einen Knotenpunkt unter anderen darstellt, kann sich in der exemplarisch untersuchten Seelsorgeeinheit nicht wirklich durchsetzen. Da Kirche hauptsächlich als Organisation verstanden wird, ergibt sich ein Bild, in welchem Organisation und ereignisbezogene Netzwerke weitgehend unvermittelt nebeneinanderstehen und sich zum Teil gegenseitig blockieren. Die kirchensoziologisch bekannten Nebenfolgen von mehr Organisation (soziale und inhaltliche Schließung) und mehr Vernetzung (Verdichtung) verstärken sich teilweise wechselseitig: Kirche am Ort würde dann leer und eng zugleich. Katholische Christ*innen finden lokal offenbar ihre Wege damit umzugehen und nutzen die Vielfalt vor Ort: den Wald, die Wegkreuze, das soziale Engagement oder evangelikal geprägte Orte. Auf der Suche nach einer neuen Verhältnisbestimmung von Kirche als Institution, Organisation und Netzwerk wäre die Frage nicht zu vergessen, welche Rolle die Diözesanleitung im Netzwerk pastoraler Orte eigentlich einnimmt: Welche veränderte Praxis von Kirche, welches veränderte Selbstverständnis wird dort sichtbar?

B Beschreibung des Forschungsprojektes

1. Diskursiver Kontext und zentrale Forschungsfrage

Die Katholische Kirche befindet sich in einem anhaltenden Transformationsstress. Die Beteiligung an den institutionellen Selbstvollzügen von Kirche ist nahezu in allen Bereichen rückläufig. Das Ausmaß von sexuellem Missbrauchs durch katholische Priester, belegt etwa durch die MHG-Studie, hat das Vertrauen in die Kirche massiv erschüttert. Neben den grundsätzlichen Veränderungen in der religiösen Landschaft Deutschlands sind der Priestermangel, der Rückgang bisher typischer Formen aktiver Kirchenmitgliedschaft (Sonntagskirchgang, Gemeindeaktive, Nachwuchsmangel kirchlicher Verbände) und bleibende Partizipationserwartungen von Frauen (Maria 2.0) Veränderungen, die Handlungsdruck erzeugen. Gleichzeitig gilt die These vom linearen Säkularisierungsverlauf als widerlegt. Glaube bleibt weiterhin eine Option, wenn auch nur eine unter vielen.¹ Seit Jahren reagieren die Diözesanleitungen mit einer Reihe von Konsultations-, Dialog- und Reformprozessen. Strukturell einschneidend war die priesterzentrierte Vergrößerung der seelsorglichen Verwaltungseinheiten um die Jahrtausendwende. Zugleich wird deutlich, dass sich christliche Existenz vor Ort heute vielfach an den hierarchischen und organisationalen Strukturen vorbei ereignet.

Diese Diversität kirchlichen Lebens, lehramtlich als „Volk Gottes“ mit offenen Rändern markiert (LG 13), wird in den pastoraltheologischen Fachdiskursen seit einiger Zeit mit dem Begriff *Netzwerk* verbunden. Was ein Netzwerk allerdings ausmacht, das scheint offen zu sein: Die Verwendung der Vokabel changiert meist zwischen Metapher und Konzeptbegriff, zwischen analytischer Beschreibung und normativer Zielvorstellung, zwischen soziologischer Sprache und ekklesiologischem Veränderungsbedarf.²

Spätestens mit der 5. EKD-Mitgliedschaftserhebung³ hat sich die sozialwissenschaftliche Netzwerkanalyse als neue Form der religions- und kirchensoziologischen Forschung im deutschsprachigen Raum etabliert. Im vorgegebenen Themenhorizont von Kirchenmitgliedschaft heißt es, diese sei „als eine soziale Praxis zu verstehen, die primär nicht als Reaktion auf inhaltliche oder organisatorische Vorgaben der Institution, sondern aus den vielfältigen religiösen Vollzügen in den lebensweltlichen Kontexten der Kirchenmitglieder selbst zu verstehen ist“⁴. Was als religiös (oder christlich bzw. kirchlich) „identifiziert wird, steht nicht einfach fest, sondern wird allererst und immer aufs Neue in sozialen Praktiken identifiziert,

¹ Vgl. Taylor, Charles, Ein säkulares Zeitalter, Berlin 2012, 11-49.

² Vgl. Zimmer, Miriam; Sellmann, Matthias; Hucht, Barbara, Netzwerke in pastoralen Räumen. Wissenschaftliche Analysen _ Fallstudien _ Praktische Relevanz (= Angewandte Pastoralforschung 4), Würzburg 2017.

³ Vgl. https://www.ekd.de/download/ekd_v_kmu2014.pdf (abgerufen am 23.9.2019).

⁴ Hermelink, Jan; Weyel, Birgit, Vernetzte Vielfalt. Eine Einführung in den theoretischen Ansatz, die methodischen Grundentscheidungen und zentrale Ergebnisse der V. KMu, in: Bedford-Strohm, Heinrich; Jung, Volker (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 16-32, 21.

emblematisiert – oder auch nicht“⁵. Entsprechend wurde für diese Untersuchung eine exemplarische Kirchengemeinde mit quantitativ-statistischen Verfahren netzwerktheoretisch intensiv untersucht.

Im katholischen Bereich beschreibt der Begriff „Netzwerk“ meist eine innovationsträchtige Strukturform.⁶ „Mit der Fragestellung Kirche im und Kirche als Netzwerk ... wird ein neuer Diskurs über den Wandel und Entwicklung kirchlicher Sozialformen ... eröffnet.“⁷ Doch der fordert die bisherigen Selbstverständlichkeiten katholischer Kirchen-Organisation heraus.

„Steuerungsprozesse, die auf Entscheidungen beruhen, die in Fragen des Glaubens Orientierung geben und kirchliche Bindung durch Netzwerke herstellen wollen, scheinen zu trivial und damit zu unterkomplex. ... Für eine Kirche im Netzwerk bedeutet das, die Freiheit der Individuen grundlegend zu akzeptieren und Netzwerke so zu ermöglichen, dass die unterschiedlichsten Zugehörigkeitsmöglichkeiten Platz finden. ... Das setzt Ambiguitäts- und Pluralitätstoleranz voraus, die kaum über organisationale Entscheidungen herstellbar sein dürfte.“⁸

Die hegemonialen Ordnungs- und Identitätsdiskurse, die an der institutionellen Sicherung des Katholischen interessiert sind, kommen an ihre Grenzen.

Auch in der Programmatik der aktuellen Kirchenentwicklungs-Etappe der Diözese Rottenburg-Stuttgart war ein signifikanter Gestaltswitch erkennbar, der sich aus der jeweiligen Namensgebung ablesen lässt: Vom „Projekt Gemeinde“ zum Wandlungsprozess „Kirche am Ort“, erweitert um den Zusatz „Kirche an vielen Orten gestalten“. Ebenso spielt in den entsprechenden Handreichungen und Konzeptionen der Begriff „Netzwerk“ eine zentrale Rolle.

Im Zuge von Gesprächen mit den Verantwortlichen für den Prozess „Kirche am Ort – Kirche an vielen Orten gestalten“ entwickelte sich die Idee zu diesem Forschungsprojekt. Es folgt der These, dass sich der faktische Selbstvollzug von Kirche als Volk Gottes operativ längst in Netzwerkwirklichkeiten abspielt. Die zentrale Forschungsfrage lautet deshalb:

Wie verhält sich die Programmatik „Kirche an vielen Orten“ zu dem, was in der Erstellung von lokalen Pastoralplänen sichtbar wird und in den Blick kommt? Wo und wie folgt pastorales Handeln vor Ort tatsächlich einer Netzwerkkonzeption?

Im Sinne einer Ethnographie des lokalen Volkes Gottes⁹ waren die Entdeckung und Beschreibung alltäglichen pastoralen Handelns und seine Einbindung in die vielfältigen Vernetzungs- und Praxisformen des lokalen Sozialraums anvisiert. Ziel war eine exemplarische

⁵ Ebd.

⁶ Vgl. Lames, Gundo, Kirche im Netzwerk, in: Dessoy, Valentin; Lames, Gundo; Lätzel, Martin; Hennecke, Christian (Hg.): Kirchenentwicklung. Ansätze - Konzepte - Praxis - Perspektiven (Gesellschaft und Kirche - Wandelgestalten 4), Paulinus 2015, 345-359, 355. Sowie Zimmer; Sellmann; Hucht, Netzwerke.

⁷ Lames, Kirche, 354.

⁸ Ebd., 356f.

⁹ Vgl. Bauer, Christian, Schwache Empirie? Perspektiven einer Ethnologie des Volkes Gottes, in: Pastoraltheologische Informationen 33 (2013), 2, 81-117.

Beschreibung des konkreten „doing church“ der Gläubigen, das mit verflüssigten Formen des Lebens und Glaubens rechnet, mit ausfransenden Rändern in der Selbstbeschreibung kirchlichen Handelns und mit überraschenden Orten und Konstellationen, in denen sich, im Licht des Glaubens betrachtet, etwas vom Evangelium ereignet. Das folgt forschungslogisch einer praxistheoretischen bzw. operativen Wende im Fach:

„Pointiert wendet sich diese Sicht gegen die gängige Vorstellung, Basis und Ausgangspunkt aller Sozialität sei ein mentales Handlungszentrum im Kopf des Akteurs, in dem subjektiv-gedankliche, gegebenenfalls auch religiöse und kirchliche Intentionen und Motive liegen, die dann erst in zweiter Linie soziales Handeln veranlassen und lenken. Das Konzept der sozialen Praxis konzeptualisiert das Mentale vielmehr als Bestandteil von ... gemeinsamen und wechselseitigen Praktiken.“¹⁰

Das Forschungsprojekt folgt im Grundansatz dem Cultural Turn sozialwissenschaftlicher Netzwerkforschung, der mit Harrison White verbunden ist. White hatte zuerst an dem mitgearbeitet, was man heute üblicherweise unter einem Netzwerk im sozialen Bereich versteht: Akteure (Knoten), die durch mehr oder weniger stabile Beziehungen (Kanten) miteinander verbunden sind. Netzwerkforschung heißt dann statistisch herauszufinden, wer mit wem wie oft und warum Kontakt hatte (so auch 5. KMU der EKD). Das war zunächst sehr ertragreich, man entdeckt etwa die Bedeutung „struktureller Löcher“, „schwacher Beziehungen“ und „dominanter Zentralitäten“. Doch zugleich entstand die Frage, welche Wirklichkeit solche mathematisch berechneten Beziehungsstrukturen (Häufigkeit und Intensität) eigentlich sichtbar machen und was sie bedeuten.

Harrison White war deshalb mit der mathematisch-formalen Analyse von Strukturmustern irgendwann unzufrieden. Er kam zu der Überzeugung, dass soziale Netzwerke auch als tatsächliche Bedeutungsstrukturen in der Lebenswelt existieren müssten.¹¹ Cultural Turn heißt dann, dass sich soziale Netzwerke in den Geschichten („stories“) abbilden, in denen Bedeutsames („identities“) miteinander verbunden wird. Eine einzelne Erzählung kann ein ganzes „set of ties“ darstellen, indem Akteur*innen, Ereignisse, Orte und Dinge miteinander in Relation gesetzt werden¹². Analytisch geht es dabei nicht primär um den subjektiven Sinn, sondern um die Verortung („footing“) in einem Netzwerk aus Beziehungen und Bedeutungen. Drei Aspekte sind für das Forschungsprojekt hervorzuheben:

Territoriale Orte: Es gibt Orte, an denen bestimmte „Stories“ erzählt werden und situative Identitäten entstehen – und zwar nur dort. Ein Spielplatz etwa eröffnet einen besonderen Kosmos an Verhaltens- und Beziehungsmustern bei Kindern und Erwachsenen. Man könnte von einem kontextuellen Netzwerk sprechen, das sich aus Ereignissen, Wiederholungen und Erwartungen bildet und mit den „stories“ beschrieben werden kann, die eben nur dort und nur über den Spielplatz erzählt werden. Daraus entstand die Idee der flanierenden Netzwerkinterviews. Welche

¹⁰ Hermelink; Weyel, Vernetzte Vielfalt, 21.

¹¹ Schmitt, Marco; Fuhse, Jan, Zur Aktualität von Harrison White. Einführung in sein Werk, Wiesbaden 2015, 21.

¹² Schmitt; Fuhse, Aktualität, 97.

Stories werden über „Kirche am Ort“ erzählt, wenn man sich nicht im Pfarrbüro oder zu Hause befindet, sondern „draußen“ durch die vielen Orte des Sozialraums flaniert? Welches Netzwerk aus Orten und Ereignissen wird dann sichtbar?

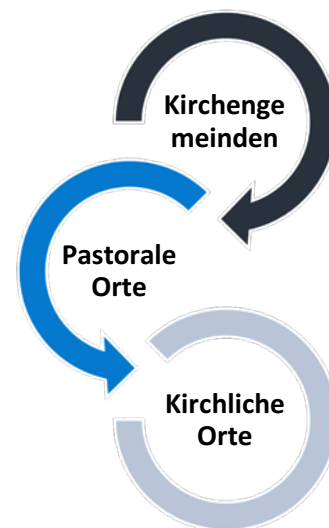
Ereignisse: Netzwerkanalytisch interessant sind nicht nur Personen/Akteure an territorialen Orten, sondern die dort ermöglichten Ereignisse. Nach White können Ereignisse die Rolle von Knotenpunkten in einem Netzwerk einnehmen.¹³ Ereignisse wie „Wenn der Sommerpfarrer da ist“ sind dann quasi metaphorische „Orte“ im Netzwerk, die in Relation zu Anderem eine wichtige Position einnehmen können.

Dinge/Objekte: Wir versuchen bei der Netzwerkanalyse auch nicht-menschliche Dinge und Objekte zu beachten. Darauf macht Bruno Latour in der Akteur-Netzwerk-Theorie aufmerksam. Latour empfiehlt wie White „den Akteur*innen zu folgen“, aber die Netzwerke, in die sie eingebettet sind, nicht zu eng, nicht rein anthropomorph zu verstehen.

2. Der Prozess „Kirche am Ort – Kirche an vielen Orten gestalten“

Im Jahr 2015 begann Diözese Rottenburg-Stuttgart den Prozess „Kirche am Ort – Kirche an vielen Orten“, um bis 2020 eine Neuausrichtung in der Entwicklung und Konkretisierung pastoraler Strategien und Ziele vor Ort zu erreichen. Der Prozess wurde in erster Linie von den einzelnen Kirchengemeinden getragen. Diese sollten ein zentrales Prozessteam bilden, konnten den Entwicklungsverlauf weitestgehend selbstständig formen und erhielten während des fünfjährigen Prozesses (bei entsprechendem Bedarf) Unterstützung durch das Dekanat und die Diözese.

Der Vernetzungsgedanke wurde von den Verantwortlichen großgeschrieben. Dem entsprechend sollten sich die Kirchengemeinden mit anderen pastoralen und kirchlichen Orten zu Seelsorgeeinheiten zusammenschließen. Neben strukturellen Veränderungen ging es um das Offenhalten sowohl geistlicher als auch pastoraler Entwicklungsmöglichkeiten. Diese drei Aspekte zeigen sich auch in der 3-Phasen-Planung:



1.) *Geistliche Erneuerung und pastorale Ausrichtung.* Hier sollten sich die Kirchengemeinden von geistlichen Haltungen anstecken und sich auf die Lebenswirklichkeiten der Menschen

¹³ Vgl. Schmitt; Fuhse, Aktualität, 154f.

einlassen sowie sich weiter für eine missionarische, diakonische und dialogische Kirche öffnen.¹⁴

2.) *Pastorale Profilierung*. Phase 2 sollte von den Schlagwörtern „sich profilieren, Neues wagen, Schwerpunkte setzen / lassen und sich vernetzen“ geführt werden.¹⁵

3.) *Pastorale Umsetzung und strukturelle Klärung*. Hier war die Vorgabe, Organisations- und Verwaltungsstrukturen zu klären und Umsetzungen der bisherigen Ergebnisse weiterzuführen.

Vier Leitbegriffe wurden als Ziele für den Entwicklungsweg von der Diözese orientierend vorgegeben: missionarisch, diakonisch, dialogisch und sakramental.¹⁶ Besonders hervorzuheben ist das Prozessdesign. Angezielt war eine experimentelle und autonome Handhabung durch die lokalen Kirchengemeinden bzw. kirchlichen Netzwerke, die mit ihrem jeweiligen Prozessteam aus dem kirchlichen Netzwerk mit der Umsetzung betraut wurden. Die Ergebnisse wurden in einem Prozessbericht (Phase 3) festgehalten und dem Dekanat 2019 vorgelegt.

¹⁴ Vgl. Bischöfliches Ordinariat der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Hg.), Kirche am Ort. Kirche an vielen Orten gestalten (Blaue Broschüre), Rottenburg 2015, 40.

¹⁵ Bischöfliches Ordinariat, Kirche (Blaue Broschüre), 40.

¹⁶ Vgl. ebd., 7ff.

3. Methodische Gesamtanlage des Forschungsprojektes

Um Antworten auf die Frage zu bekommen, welche Erzählungen und Relationen, in der Kirche vor Ort gegeben sind, wurden drei unterschiedliche Erkenntnisorte ausgewählt, welche zum Schluss im Sinne einer Triangulation der Einzelergebnisse miteinander konstelligiert sind. Einerseits ist das Prozessteam einer ausgewählten Seelsorgeeinheit bei seinen Sitzungen teilnehmend beobachtet worden. Die Sitzungen wurden audiotecnisch aufgezeichnet und es entstanden Feldprotokolle des Wahrgenommenen. (vgl. C 1). Daneben wurden mit Personen, die eine unterschiedliche Nähe zur organisierten Pfarrgemeinde haben, sog. flanierende Netzwerkinterviews geführt. Das Ziel dieser Interviews im Gehen war es, das persönliche Netzwerk evangeliumsrelevanter Orte der Interviewpartner*innen kennenzulernen und so einen Eindruck vom gelebten Glauben vor Ort zu bekommen (Vgl. C 2). Als dritter Erkenntnisort diente der bei der Pfarrvisitation vorgelegte Pastoralbericht der untersuchten Seelsorgeeinheit (Vgl. C 3).

Das gesamte Forschungsvorgehen ist nicht von einer quantitativen-, sondern einer qualitativ-empirischen Zugangsweisen geprägt. Ziel ist nicht die statistisch-quantitative Überprüfung einer These in der Breite, sondern die qualitativ-empirische Exploration eines exemplarischen Ortes in Form einer dichten Beschreibung¹⁷ dessen, was sich vor Ort zeigt. Dazu reicht es nicht, die Texte und Präsentationen als Ergebnisse des Prozesses auszuwerten.¹⁸ Erkenntnisleitend ist vor allem, wie die Abschlussberichte zustande kommen, also die Beobachtung der sozialen und pastoralen Prozesse selbst: Was in den Blick kommt und was nicht; was als relevant für einen „lokalen Pastoralplan“ erachtet wird und was weniger. Insofern handelt es sich hierbei um eine explorativ-ethnographische Netzwerkanalyse.¹⁹

Für den Datensatz aus dem Prozessteam (C 1.) dient die Netzwerktheorie von Harrison White als theoretischer Hintergrund, der eine Orientierung an Identitäten und Beziehungen nahelegt.²⁰ Für die Auswertung der Interviews (C 2.) wird ein Vorgehen gewählt, das sich an Verfahren der Grounded Theory Methodology (GTM) orientiert und als *theologisches Codieren* bezeichnet werden kann.²¹ Es fragt konkret danach welche Erfahrungen, Qualitäten, Inhalte und Relationen Menschen mit ihrem Glauben an welchen Orten in Verbindung bringen. Die dritte Datenquelle, der Prozessbericht, wurde schließlich einerseits dokumentenanalytisch bearbeitet und vor allem im Kontext der bis dahin generierten Ergebnisse reflektiert (C 3). Gerade in der Kontrastierung der einzelnen Wahrnehmungen, in dem was verbalisiert oder auch ausgelassen wird, werden die relevanten stories, ihre Verbreitung und Relevanz sichtbar. Deshalb sind die drei Teilprojekte – so interessant sie als

¹⁷ Vgl. Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt 2019.

¹⁸ Die Diözese hat mit dieser Aufgabe den Lehrstuhl Prof. Dr. Dr. Michael N. Ebertz beauftragt.

¹⁹ Vgl. Hollstein, Bettina; Straus, Florian, Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen, Wiesbaden 2006. Sowie Fuhse, Jan, Soziale Netzwerke. Konzepte und Forschungsmethoden, Konstanz 2018.

²⁰ Vgl. White, Harrison: Identity and Control. A Structural Theory of Social Action, Princeton 1992.

²¹ Vgl. als verwandtes Forschungsparadigma: Astley, Jeff, Ordinary Theology. Looking, Listening and Learning in Theology, Routledge 2002.

einzelne Teile sind – erst in ihrer Zusammenschau in dem hier verfolgten netzwerkanalytischen Sinne erkenntnisträchtig (Vgl. D).

Bearbeitet wurde das Forschungsprojekt primär von Tobias Dera, der die operative Arbeit des Projektes leistete. Unterstützt wurde er dabei von einem Projektteam (Prof. Michael Schüßler, Lukas Moser und Dr. Teresa Schweighofer), das in inhaltlichen Fragen wie in solchen des methodischen Vorgehens beratend tätig war. Das Projektteam diente auch als gemeinsame Auswertungsgruppe, besonders für die Netzwerkinterviews und den Prozessbericht. Somit sollte auch eine intersubjektive Validität der Daten ermöglicht werden.

4. Auswahl der Seelsorgeeinheit und Kontaktaufnahme

Auswahl

Die Auswahl der beforschten Seelsorgeeinheit erfolgte auf Grundlage folgender Kriterien. Gesucht wurde nach einer relativ durchschnittlichen Seelsorgeeinheit, in der kein besonders intensives „Leuchtturmprojekte“ dominiert, die sich gleichzeitig dem Prozess aber auch nicht verweigert, sondern sich konzeptionell damit auseinandersetzt. Aufgrund des zunächst angesetzten Forschungszeitraums von 2 Jahren sollte sich die Seelsorgeeinheit zudem etwa in der Mitte des Kirchenentwicklungsprozesses befinden, um den Weg zum Abschlussbereich erforschen zu können. In einem ersten Treffen mit unseren Ansprechpartner*innen aus dem bischöflichen Ordinariat wurden acht potenzielle Seelsorgeeinheiten vorgeschlagen, von denen nach Anwendung der beiden genannten Kriterien drei Seelsorgeeinheiten in die nähere Auswahl genommen wurden. Nach der Sichtung der jeweiligen Internetauftritte wurde durch das Projektteam eine erkenntnisträchtige Seelsorgeeinheit ausgewählt.

Erstkontakt

Die erste Kontaktaufnahme mit der ausgewählten Seelsorgeeinheit gestaltete sich zunächst schwierig. Zunächst wurde versucht den leitenden Pfarrer der Seelsorgeeinheit per Email zu erreichen. Nachdem eine Antwort ausgeblieben war, sollte der Kontakt über weitere Mitarbeiter*innen der Seelsorgeeinheit hergestellt werden. Nach zahlreichen Telefonaten mit dem Sekretariat wurde schließlich nach einer Abendveranstaltung der Pfarrer persönlich angesprochen. Erst dieser persönliche Kontakt verlief erfolgreich und es entstand eine konstruktive Kooperation.

C Erhebung und Auswertung der Daten

1. Das Prozessteam

1.1. *Methodisches Vorgehen*

Datenerhebungsmethode

Die Erhebung der Daten aus dem Prozessteam erfolgte durch beobachtende Teilnahme.²² Die durchführende Person nahm mit Ausnahme von zwei Sitzungen an allen Sitzungen des Prozessteams im Beobachtungszeitraum teil, beteiligte sich aber nicht an inhaltlichen Diskussionen, sondern beobachtete die Akteur*innen im Feld. Die Sitzungen wurden mit dem Einverständnis der Beteiligten mit einem Diktiergerät aufgenommen. Zudem wurden in Feldberichten weiter Eindrücke und Beobachtungen festgehalten und später ausgewertet.

Auswertungsmethodik

Aufgrund der gewählten Datenerhebungsmethode, welche auf eine umfängliche Erhebung der Kommunikations- und Handlungsdynamik zielt, sind die erhobenen Daten wenig vorstrukturiert. Um diese handhabbar zu machen, wurde in Anschluss an White eine Heuristik verwendet, welche die in der Kommunikation vorkommenden Identitäten bzw. stories und ihre Relationen zueinander in den Blick nimmt. Über wen oder was wird gesprochen und in welchem Verhältnis stehen diese Identitäten zueinander? Über wen oder was wird gesprochen und in welchen Relationen stehen diese Identitäten zueinander? Dabei können selbstverständlich nicht alle Identitäten und Relationen berücksichtigt werden. Im Zentrum stehen Themen und Inhalte, die immer wieder auftreten, sowie kontrastierende Ausnahmen.

1.2. *Hinführung*

Das Prozessteam wurde in der Seelsorgeeinheit speziell für die Durchführung und damit auch für die Dauer des „Kirche am Ort“-Prozesses gebildet.

Der Ort

Sitzungen des Prozessteams finden im Pfarrhaus der Seelsorgeeinheit statt. Dort gibt es im Erdgeschoss mehrere Büros von pastoralen Mitarbeitern, ein Sekretariat und einen kleinen Sitzungsraum, in dem die Treffen stattfinden. Das Pfarrhaus befindet sich neben der Kirche in einer ruhigen Lage mit Nähe zum alten Dorfkern. Der Sitzungsraum ist etwa 4 mal 6 Meter groß und hat mehrere Fenster. An der rechten Wand stehen einige niedrige Aktenschränke.

²² Vgl. zu dieser Forschungsmethode: Kelle, Helga, *Teilnehmende Beobachtung*, in: Bohnsack, Rolf; Geimer, Alexander; Meuser, Michael (Hg), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Opladen 2018, 224-227. Sowie Breidenstein, Georg; Hirschauer, Stefan; Kalthoff, Herbert; Nieswand, Boris: *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*, Konstanz 2015.

In der Mitte befindet sich ein ovaler Tisch mit 8 Stühlen. Auf dem Tisch stehen für gewöhnlich einige Gläser und Wasserflaschen, zudem eine kleine Blume. Der Raum wirkt funktional.

Die Treffen

Die Treffen des Prozessteams finden für gewöhnlich unter der Woche abends statt. Der Pfarrer wohnt im Haus und ist meistens schon vor Ort. Alle anderen Mitglieder des Prozessteams kommen normalerweise mit dem Auto zum Treffen. Während der Treffen gibt es keine feste Sitzordnung. Nur der Pfarrer sitzt immer am der Tür gewandten Kopfende des Tisches. Es sind nur selten alle Teammitglieder anwesend, meistens fehlen 1-2 Personen. Die Treffen werden vom Pfarrer geleitet. Er ist nur bei einem Treffen (7) nicht anwesend. In diesem Fall wird das Treffen von einer Ehrenamtlichen geleitet - der Sitzplatz des Pfarrers bleibt aber unbesetzt. Die Treffen dauern im Schnitt etwa 2 Stunden, wobei der offizielle Teil meint damit endet, dass P noch einen Snack oder Wein anbietet und einige Anwesende noch etwas länger bleiben.

Das Team

Das Prozessteam besteht zum Beginn des Forschungsprozesses aus 8 Gemeindemitgliedern. Dies sind der Pfarrer, die Gemeindereferentin, die beiden stellvertretenden Vorsitzenden der KGRs der Seelsorgeeinheit sowie 4 weitere KGR-Mitglieder. Die Geschlechterverteilung ist paritätisch. Die Altersspanne reicht etwa von 30-80 Jahre – eine Person ist um die 30, drei weitere im mittleren Alter und vier über 60. Im Herbst 2018 scheidet eine Hauptamtliche aus dem Prozessteam aus, weil sie die Seelsorgeeinheit verlässt. Ab Anfang 2019 fällt ein weiteres Mitglied krankheitsbedingt aus. Die Atmosphäre im Team ist für gewöhnlich angenehm. Die meisten Teammitglieder duzen sich, einige siezen sich aber auch. Eine Person ist während der Treffen etwas zurückhaltend, ansonsten bringen sich alle Personen regelmäßig ein. Der teilnehmende Beobachter der Universität wird freundlich aufgenommen.

Eckdaten des Kirchenentwicklungsprozesses in der ausgewählten Seelsorgeeinheit

Der Kirchenentwicklungsprozess vor Ort wird im Herbst 2015 begonnen. Zu Beginn des Untersuchungszeitraums im Sommer 2017 befindet sich die Kirche vor Ort in der zweiten Phase des Prozesses, die mit „Pastorale Profilierung“ überschrieben ist (vgl. B 2.2). In der Beobachtungsphase beschäftigt sich das Prozessteam hauptsächlich mit der Auswertung einer selbst durchgeführten Umfrage unter den Gemeindemitgliedern und der Organisation einer Gemeindeversammlung, sowie mit den vom Prozess vorgegebenen Strukturfragen und der Erstellung des Abschlussberichtes.

1.3. Identitäten und ihre Beziehungen

1.3.1 „Der Prozess“

„Der Prozess“ stellt über weite Teile der Beobachtung den allgemeinsten Kontext der Kommunikation des Prozessteams dar. Er lässt sich auch als Metakontext bezeichnen, der meist implizit bleibt, hin und wieder aber explizit aufgegriffen wird. Der Prozess dient dabei als eine Art Kompass für die Arbeit des Prozessteams. Man orientiert sich daran im weiteren Vorgehen:

„Ich würde mit der G im Blick auf das nächste Mal gucken, was der nächste Schritt wäre, (...) also was der nächste Schritt insgesamt jetzt ist in dem Prozess in der Seelsorgeeinheit“ (6,103)

„Also ganz wichtig, dass wir uns jetzt an diesen Rückmeldungen weiterarbeiten, nachher in verschiedenen Gremien und so, aber was mir gerade selber fehlt, ist gerade mal die Rückorientierung zum Prozess, was sind denn da eigentlich Schritte, die wir noch in die Wege leiten müssen bis zum Prozessende (...)“ (5,27)

Die Vorgaben des Prozesses werden dabei selbstverständlich als etwas verstanden, das befolgt werden „muss“:

„Was wären denn vom Prozess selber her Schritte bzw. was müssen wir noch tun, um den Prozess abschließen zu können (...) wir brauchen bis spätestens Herbst 2019 die Ergebnisse von Phase 3, also auch die strukturelle Klärung, sprich, wie treten wir in Zukunft auf“ (8,4)

Die inhaltlichen Vorgaben der diözesanen Prozessleitung strukturieren die Arbeit des Prozessteams im Großen: So stehen bis Sitzung 10 die Themen „Umfrage“ und „Gemeindeversammlung“ im Zentrum, die inhaltlich an der Vorgabe von Phase 2 orientiert sind, nämlich die Wirklichkeit des Lebens vor Ort wahrzunehmen (vgl. blaue Broschüre, S. 36). Ab Sitzung 11 werden entsprechend der Phase 3 des Prozesses vor allem anstehende Strukturfragen besprochen.

Darüber hinaus ist der „Prozess“ stellenweise auch in konkreten inhaltlichen Diskussion präsent und dient als argumentative Stütze:

„Nummern heraus geben, auf keinen Fall, du bist ja oft auch in irgendwelche, wenn du eine Beerdigung hast, kannst du schlecht an Handy gehen, im Gespräch, im Trauergespräch kannst auch nicht ans Handy gehen (...) Vor allem heißt es ja auch, also der ganze Prozess heißt ja Kirche an vielen Orten, also soll ja raus gehen, dort sein, sollen ja auch die Pastoralmitarbeiter sein und das wäre ja genau so, ne die müssen da drin sitzen, weil es könnte ja jemand anrufen, also beides miteinander geht nicht.“ (6,42-43)

„Ich denke, es ist an uns als Prozessteam (...) was ist die Linie unserer Seelsorgeeinheit, was bringt uns voran, es ist ja ein Zukunftsprozess, wo stehen wir in zehn Jahren, also das (das Umfrageergebnis) ist keine Wunschliste.“ (1,5)

Auffällig scheint, dass der Bezug auf den Prozess in beiden Fällen dazu dient, eine breitere Partizipation eher skeptisch zu sehen.

An anderen Stellen ist der Prozess eher assoziativ präsent:

„Die Frage ist, ist es im Bewusstsein der Gemeinde, dass es kirchliche Kindergärten sind, dass es eine Aufgabe ist von uns die wir übernommen haben (...) als Einrichtung der Gemeinde, das ist ja das Problem, (...) wenig im Bewusstsein der Menschen sind, das ist eine Einrichtung unserer Kirchengemeinde (...) ein kirchlicher Ort, Kirche an vielen Orten“ (9,30)

Im Übergang zur Phase 3 entsteht dann eine Situation, in welcher die inhaltlichen Vorgaben „des Prozesses“ in Frage gestellt werden. Neue Empfehlungen der Diözesanleitung zur gemeindlichen Strukturreform werden kritisch angefragt, da sie die Freiheit und den Entscheidungsspielraum vor Ort einschränken. Das führt zu Unmut bei den Mitgliedern des Teams führt. (6, 110-111) Letztlich aber werden die Vorgaben des Prozesses wieder als normativer Kontext akzeptiert:

„(...) die treue Basis (...) ne das hören wir uns an.“ (6,111)

1.3.2 „Das Prozessteam“

Der markanteste Ort, der immer wieder selbstreferentiell zur Sprache kommt, ist das Prozessteam selbst. Es bildet den konkreten Kontext der beobachteten Handlungs- und Kommunikationssituationen. Der Begriff „Prozessteam“ wird selbstverständlich als Selbstbezeichnung übernommen und besitzt in den meisten Fällen keine explizite inhaltliche Prägung:

„Als ich heute hergefahren bin zum Prozessteam (...).“ (5,27)

Die Aufgabe des Prozessteams liegt darin, den Prozess umzusetzen:

„Wir als Prozessteam (...) wir brauchen bis spätestens Herbst 2019 die Ergebnisse.“ (8,4)

In dieser Aufgabenstellung zeigt sich auch die inhaltliche Bindung des Prozessteams an den Prozess. Konkret besteht die Aufgabe des Prozessteams darin, Dinge vorzugeben oder vorzuschlagen:

„Wie kommen wir weiter, sodass wir im KGR vorschlagen, das sind unsere 3 Punkte, auf die wir einen Schwerpunkt legen.“ (1,146f)

Insgesamt wird deutlich, dass das Prozessteam eine klare eigene Identität aufbaut, durch die es sich von den anderen KGR- und Gemeindemitgliedern unterscheidet. Diese treten teilweise als ein Gegenüber auf, das von bestimmten Dingen überzeugt werden muss:

„Ja, ich warn jetzt mal davor, wir, wir sind das Prozessteam, wir sollen was vorgeben oder wir sollen den Weg vorschlagen (...) wir sind, wir haben hier uns jetzt nen Fuß rausgerissen, wo wir gesagt haben, Kirche verändert sich, Veränderung tut immer weh, (...) Veränderung muss aber sein, weil sich alles verändert (...) da müssen wir, nachdem was wir jetzt besprechen, wir müssen überlegen, was wir für sinnvoll halten und dann müssen wir versuchen, unsere KGR-ler davon zu überzeugen und wenn wir's nicht hinkriegen, die zu überzeugen, dann haben wir es entweder schlecht gemacht oder sie sind grundverbohrt.“ (10,51f)

In Phase 2 sind es dann vor allem „die Leute“, die im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, in Phase 3 die Strukturfragen, beide Identitäten bilden weitgehend unabhängige kommunikative Felder.

1.3.3 „Die Leute“

Das Wahrnehmen von Vernetzungen in außergemeindliche Ort und den Sozialraum war eine vom Prozess vorgegebene Perspektive. Das Prozessteam verwirklicht dies in zwei konkreten Formen. Sie tritt mit den Gemeindemitgliedern in Kontakt durch eine Umfrage und eine Gemeindeversammlung.

1.3.3.1 Die Umfrage

Die Umfrage und deren Ergebnisse sind ein zentraler Ort der Arbeit des Prozessteams in Phase 2 des Prozesses. Ziel der Umfrage ist es, „Kontakt [mit den Gemeindemitgliedern] aufzunehmen“ (1,153) und zu erfahren, was „den Leuten am Herzen liegt“ (9,49). Dazu wurde ein standardisierter Fragebogen entworfen, verteilt und ausgewertet. Neben der Bewertung von gemeindeaktivitäten gab es auch ein Freifeld für Kommentare.

„Wir hatten eine Liste, wo eben alle diese handschriftlichen Dinge drin waren, haben da drüber geguckt und sind dann zu Bereichen gekommen, wir haben gesagt, das Thema Jugend taucht immer wieder auf, das Thema Ökumene taucht immer wieder auf, Senioren taucht immer wieder auf und so weiter (...) es könnten Überschriften sein, unter denen wir zusammenfassen können, dann sind einzelne von uns drangegangen und haben gesagt, ‚ich übernehm den Bereich Öffentlichkeitsarbeit, guck all diese Sachen mal durch und hol die wesentlichen Sachen raus (...) ein Sortierinstrument letztendlich“ (1,0)

Die Themenbereiche und darin enthaltenen Aussagen strukturieren einen großen Teil der Prozessteamsitzungen. Dabei ist allerdings nicht immer sofort klar, wie mit den Ergebnissen umgegangen werden soll. Das Ringen um eine adäquate Einordnung der Umfrageergebnisse zeigt sich beispielhaft in der Diskussion darum, ob es sich um eine Wunschlist mit Verpflichtungsgrad handelt:

„Es ist auch keine Wunschliste, weil wir nicht jeder Äußerung nachgehen können, Schrägstrich, wollen, und ich denke, es ist an uns als Prozessteam und an beiden KGRs, zu gucken, was ist die Linie unserer Seelsorgeeinheit (...) aber das ist keine Wunschliste, also manche haben das, also zumindest von den Formulierungen her sind manche sehr fordernd, ich will und ich wünsche und das muss formuliert werden, wo ich dachte, können wir nicht

Ich find, für die Leute, die das geschrieben haben, ist es eine Wunschliste, so sind manche Dinge drin, es ist ne Wunschliste, für uns müssen wir dazu sagen, nicht alle werden erfüllt (...) ich will nur betonen, die Leute sind nach Wünschen gefragt worden, (...) wir müssen sagen, wie wir mit diesen Wünschen umgehen (...) für uns ist es keine Liste die wir 1 zu 1 abarbeiten, aber so würde ich es den Leuten nicht sagen, (...)

Es muss einfach rüberkommen, dass wir das sehr ernst nehmen (...) dass wir aber nicht alles auf einen Schlag beantworten können

Ah, das geht mir nicht weit genug, manches werden wir auch nicht zu ihrer Zufriedenheit beantworten können (...)

Deutlich wird, dass es bei der Diskussion um den Umgang mit den Umfrageergebnissen vor allem die Beziehung von Prozessteam bzw. Gemeindeleitung zur Gemeinde verhandelt wird.

1.3.3.2 Die Gemeindeversammlung

Die Gemeindeversammlung wird mit dem Ziel einberufen, auf die Umfrageergebnisse zu reagieren und „mit den Leuten ins Gespräch“ (3,109) zu kommen. Dabei soll vor allem vermittelt werden, dass man sich mit den Ergebnissen ernsthaft beschäftigt und an Antworten arbeitet:

„Es muss nochmal darauf hingewiesen werden, dass es ein Prozess ist, in dem wir uns befinden, wenn das so verstanden wird, so, jetzt haben wir die Umfrage gemacht, jetzt haben wir die Zahlen da liegen und jetzt wenden wir uns anderen Dingen zu, dann wäre das zu Recht ärgerlich, ja, (...) sie nehmen dann das Versprechen, dass wir uns mit den Sachen beschäftigen, das nehmen sie mit und warten dann, ob man nochmal was hört (...) und das ist dann unsere Aufgabe damit zu beschäftigen und das auch zu publizieren, zu welchem Ergebnis wir kommen, können sie dann auch nochmal einbeziehen (...) wenn das rüberkommt, das ist für diesen Nachmittag wichtig.“ (3,131)

Es soll ein Raum für Diskussionen geschaffen werden. Zugleich ist es das Ziel des Prozessteams, als erste inhaltliche Reaktion auf die Umfrage, vorzustellen, welche Angebote bereits von Seiten der Gemeinde existieren:

„Die Vorstellung der Jugendgruppen und danach noch die 10 Minuten Frage-Antwort, Diskussions-Runde geben irgendwie, und das ist wichtig, weil sonst tragen wir ja nur vor, was wir machen (...) aber wir wollten ja auch zeigen, was wir schon haben, weil das manchmal schon eine Antwort ist.“ (3,148)

In der letztzitierten Passage zeigt sich in der Gegenüberstellung von Diskussion und Information, dass auch in der Gestaltung der Gemeindeversammlung die Beziehung des Prozessteams zur Gemeinde verhandelt wird. Explizit wird dies etwa in der Frage, ob die Anwesenden bei der Gemeindeversammlung als Gäste oder Gemeindemitglieder angesprochen werden sollen. (3,105)

Die Kommunikation im Kontext von Umfrage und Gemeindeversammlung macht deutlich, dass die Beziehung von Gemeindeleitung und Gemeinde Gegenstand von Verhandlungen im Prozessteam ist. Eine Spannungsachse ist dabei das Verhältnis von Nähe und Distanz. Zum einen geht es darum, zu erfahren, was den Menschen am Herzen liegt. Uum anderen werden die Gemeindemitglieder und ihre Wünsche aber auch auf Distanz gehalten. Im Laufe der Verhandlungen erfährt diese Spannung eine Auflösung, die für den Großteil der Arbeit des Prozessteams bestimmend ist: Die Beziehung der Gemeindeleitung zu „den Leuten“ wird primär asymmetrisch definiert, sie folgt dem Beziehungsmodell von Information und Kontrolle. (vgl. C 1.4.1)

1.3.4 „Strukturfragen“

Im zweiten Teil des Beobachtungszeitraums verändert sich der Diskussionsschwerpunkt hin zu Strukturfragen. Das folgt zunächst den normativ erachteten Vorgaben:

„Was wären denn vom Prozess selber her Schritte bzw. was müssen wir noch tun, um den Prozess abschließen zu können (...) wir brauchen bis spätestens Herbst 2019 die Ergebnisse von Phase 3, also auch die strukturelle Klärung, sprich, wie treten wir in Zukunft auf“ (8,4)

Auffällig ist, dass der vorgegebene Themenwechsel als Bruch im Prozess wahrgenommen wird:

„Der Prozess lief gut, aber nicht auf das Ziel“ (13,16)

Vielen war vorher nicht klar, dass es am Ende des Prozesses um Strukturfragen im Sinne von neuen Rechtsformen für die Gemeinde gehen soll.

„Für Ehrenamtliche war das am Anfang nicht klar, man stellt sich unter Struktur was Anderes vor.“ (13,14)

Die pastoral dringlichen Fragen aus der Anfangsphase des Prozesses, etwa wo sich Kirche am Ort eignet oder welche Innovationen und Veränderungen es nach dem Missbrauchsskandal bräuchte, scheinen damit aus dem Fokus verschwunden. Problematisiert wird vor allem, dass die Diözese eine bestimmte Rechtsform der Gemeinde präferiert. Letztlich soll die Zusammenlegung ehemals selbständiger Pfarrgemeinden zu einer auch rechtlich einheitlich verfassten Seelsorgeeinheit implementiert werden (Gesamtkirchengemeinde).

„Es mir nur sau aufgestoßen, dass es jetzt hier so beiläufig [steht] (...) ‚die Diözese befürwortet‘ (...)

Da will man uns etwas nicht sagen, aber da du dich auch aufgeregt hast, hab ich gedacht hab ich mich zurecht aufgeregt (...)

„Ein Schwerpunkt wird das von der Diözesanleitung empfohlene Modell der Gesamtkirchengemeinde sein,‘ da hast halt, 4 so Heftle und ich les auch als da drin und da kriegt du es hier so untergejubelt, in Phase 3 das find ich (...)

Und ich dachte ihr seid schon alte Hasen und wisst, wenn von der Diözesanebene irgendwas kommt mit Prozess oder irgendwas, dass das ohne Hintergedanke, also das ist ja auch leichtgläubig (...)" (6,110-111)

Wie zu sehen ist, führt die unerwartete Vorgabe im Prozess zu der Vermutung, dass es eine heimliche Agenda gibt. Dies spiegelt sich auch in den wahrgenommenen Rückmeldungen aus den KGRs, in denen der Prozess unter anderem als „Deckmantel für eine Strukturzusammenlegung“ (15,57) bezeichnet wird. Es entsteht teilweise der Eindruck, dass es „nur um Strukturen“ (15,11) geht und Strukturfragen zum „Hauptthema“ (15,16) werden. Dieser Eindruck wird dadurch befördert, dass das Thema Gemeindezusammenlegung im Vergleich zu anderen Themen besonders emotional aufgeladen ist:

„Das tut anders weh, ist emotionaler belegt.“ (15,17)

Die Prominenz des Themas Strukturfragen führt dazu, dass die davor im Prozess besprochenen Themen aus dem Blick geraten; entsprechend bilden sie ein weitgehend unabhängiges Kommunikationsfeld. Die Unabhängigkeit lässt sich an der Thematisierung des Kindergartens besonders gut aufzeigen. Während im Themenkontext „Leute“ die inhaltliche Arbeit der Kindergärten sowie deren Fähigkeit, Menschen zu erreichen, thematisiert wird (1,50ff, 5,140f), kommen die Kindergärten im Kontext der Strukturfrage lediglich unter der Perspektive ihrer Verwaltung in den Blick:

„Also für mich ist nicht, Gesamtkirchengemeinde nicht eine zwingende Geschichte, ich fänd einen großen Vorteil darin, wenn im Bereich der Kindergartenarbeit, das muss ich sagen, wenn man da eine Form der Zusammenarbeit, ne, eine Form der rechtlichen Zusammenarbeit hätte, die ist nur möglich über einen Zweckverband oder eine Gesamtkirchengemeinde (...) auch die Personalverwaltung für die Kindergärten wäre dann (bei einem gemeinsamen Kirchenpflegeamt T.D.) bei einer Person, was die Person nicht machen kann, das ist das Problem, man kann zum Beispiel den Personaleinsatz nicht [über eine Versetzung regeln]" (13,23)

1.4. Weiterführende Perspektiven

Die bisherigen Darstellungen haben gezeigt, dass in der Kommunikation des Prozessteams Identitäten und Beziehungen konstituieren werden. Im Folgenden wird die Qualität der Beziehungen näher betrachtet. Im Fokus steht dabei die Beziehung des Prozessteams zu den Gemeindemitgliedern. Die Beziehungen werden zunächst danach befragt, inwiefern sie

einseitig (vgl. C 1.4.1) oder wechselseitig (vgl. C 1.4.2) sind, um anschließend zu analysieren, welche Inhalte in den Beziehungen kommuniziert werden (vgl. C 1.4.3).

1.4.1 Beziehung als Information und Kontrolle

Das Beziehungsschema „Information und Kontrolle“ beschreibt die dominante Perspektive, unter der die Beziehung des Prozessteams zur Gemeinde betrachtet wird. Konkret manifestiert sich diese asymmetrische Beziehungsform in drei verwandten semantischen Feldern: „Öffentlichkeitsarbeit“, „Menschen erreichen“ und „Menschen dazu bringen, etwas zu tun“, wobei „Öffentlichkeitsarbeit“ in der Arbeit des Prozessteams am prägendsten ist.

1.4.1.1 Öffentlichkeitsarbeit

Öffentlichkeitsarbeit als primärer Ort der Beziehung von Prozessteam und Gemeindemitglieder entsteht aus einer Konstellation, in der sich das Prozessteam bedrängt, überfordert und nicht wertgeschätzt fühlt. So wird vom Prozessteam in den Rückmeldungen der Umfrage eine fordernde Einstellung identifiziert, („von den Formulierungen her sind manche sehr fordernd, ich will und ich wünsche“ (1,5)), angesichts derer es sich genötigt sieht den Leuten „den Wind aus den Segeln zu nehmen“ (1,10 und 1,20). Zudem gäbe es viele Angebote, von denen die Gemeindemitglieder aber nichts wüssten bzw. die von ihnen nicht in Anspruch genommen würden. (1,11; 5,101) Der Mangel an Information auf Seiten der Gemeindemitglieder wird in dieser Situation als Kernproblem identifiziert, dessen Lösung zur zentralen Aufgabe für die Arbeit des Prozessteams wird. Damit wird eine Perspektive eingenommen, welche die Beziehung Prozessteam – Gemeinde als eine einseitige modelliert. So entsteht eine gewisse Abgrenzung von den Ansprüchen anderer Gemeindemitglieder, durch die sich das Prozessteams entlasten kann.

Kommunikation wird dabei primär als Informationsfluss von Prozessteam zu Gemeinde verstanden:

„Wir machen, wir tun, aber (...) das Spannende fänd ich für mich, so ein Oberthema, was auch so überall schwebt, auch was ihr so sagt, ist tatsächlich öffentliche Wahrnehmung, Präsenz, Öffentlichkeitsarbeit, wie machen wir publik, was wir doch schon längst haben, warum wissen die das nicht (...) also das ist nicht nur ein Bereich hier (...) ich denk das ist wie so ne Matrix oder ein Subthema, das sich durch alles so durchzieht, ja das find ich schon spannend (...) wie kriegen wir das transportiert?“

Die Perspektive der Öffentlichkeitsarbeit ist sowohl für den Umgang mit den Ergebnissen der Umfrage als auch für die Gemeindeversammlung zentral. Stellenweise wird die Umfrage selbst unter der Perspektive der Öffentlichkeitsarbeit betrachtet, indem festgestellt wird, dass die Umfrage auch abgesehen von den Rückmeldungen einen Wert hat:

„Ziel (der Umfrage, T.D.) war, dass wir Kontakt aufnehmen, (...) damit Öffentlichkeitsarbeit machen, (...) das ist schon in deutlicher Wert an sich, ohne den Rücklauf“ (1,153)

In Bezug auf die Gemeindeversammlung zeigt sich die Perspektive der Öffentlichkeitsarbeit darin, dass den Gemeindemitgliedern bekannt gemacht werden soll, welche Aktivitäten es bereits gibt. Die jeweiligen Orte werden dabei in ihrer Faktizität vorgestellt, weniger im Hinblick auf mögliche Veränderungen:

„Da müssen wir auch nochmal sagen, was wir schon machen (...) das ist wahrscheinlich auch vielen nicht klar, was schon gemacht wird.

Was gemacht wird und zum Teil mit wem wir was machen, also der AK Asyl (...) ist jetzt kein Verein von uns, aber ein Verein mit uns bis in den Vorstand rein (...) das ist eine Form, bei der es in diesem Prozess bewusst drum geht (...) dieses Bewusstsein zu schaffen, wenn ich an den sozialen Bereich denk (...) (Caritas-Einrichtung), das ist eine Einrichtung von uns, da sind Leute aktiv, die mit unserer Kirche nichts zu tun haben, bis hin, dass die Ausweise ausgestellt werden von einer Ehrenamtlichen (...) Bürgernetzwerk, das ist eine ähnliche Geschichte.“ (1, 111f)

Der Fokus auf Öffentlichkeitsarbeit zeigt sich auch in der Rückmeldung auf die Gemeindeversammlung, die bemängelt, dass es sich bei ihr um eine Leistungsschau gehandelt habe. (5,3)

Über die Gemeindeversammlung hinaus dokumentiert sich die Dominanz der Perspektive Öffentlichkeitsarbeit in den konkreten Projekten, die das Prozessteam in Reaktion auf die Umfrageergebnisse initiiert hat. Die zentralen Projekte zielen weniger auf Innovation, sondern auf Publikation des Vorhandenen: Die Ausstellung von Plakaten in den Kirchen, die Einführung der Rubrik „Wussten Sie schon“ auf den Websites, die Zusammenstellung eines Sozialführers im AK Soziales. Es geht darum, den Menschen etwas „bewusst zu machen“ (8,31) und sie zu informieren (1,41).

1.4.1.2 Menschen erreichen

Das semantische Feld „Menschen erreichen“ ist mit dem der Öffentlichkeitsarbeit nahe verwandt. Es teilt mit ihm die asymmetrische Beziehungsform, stellt aber nicht so sehr die Information anderer Menschen in den Mittelpunkt, sondern dokumentiert wohl den Wunsch auf deren (Ein)Bindung. Es geht dabei um mehr als sachliche Information. Das Ziel des Prozessteams ist es, dass sich Menschen am kirchlichen Leben beteiligen bzw. dieses mittragen. Man reagiert damit auf einen offensichtlichen „Leutemangel“:

„Warum ruft bei den sozialen Fragen niemand mehr im Pfarrhaus an? (...) Warum schaut niemand auf die Website? (...) Wenn ich den Jugendgottesdienst ankündige, der nächste Woche ist, dann denk ich, wem sag ichs? (...) (5,134)

Angesichts der Forderungen in den Umfrageergebnissen spitzt sich das Problem mangelnder Beteiligung am Bestehenden weiter zu und führt zu Überlegungen, wie Menschen erreicht und gebunden werden können:

„Mehr Angebote zur Glaubensvertiefung, mehr gesellschaftlicher Diskurs, mehr gelebte Gemeinschaft, Angebote für Familien (...)“

Das ist alles gut und Recht aber woher die Leut nehmen, um das zu veranstalten? (...)

Aber wir haben ja auch keine Konzeption zum Beispiel, wie ist das mit den Kindergartenkindern von den Kindern, die in unseren Kindergärten sind, welche Bindungsmöglichkeiten haben wir denn da und wenn wir welche haben, nutzen wir die überhaupt, also wir müssen ja auch überlegen, wie man an diese jungen Familien rankommt“ (5,138-141)

1.4.1.3 Menschen dazu bewegen etwas zu tun

Eine wichtige Diskussionslinie im Prozessteam besteht im Anliegen, mehr Menschen zu einer Beteiligung an bestehenden Angeboten zu motivieren. Ein konkretes Beispiel dafür liefert die Diskussion um den Wunsch der Gemeindemitglieder nach mehr Ökumene:

„Ich würd mir mehr wünschen, dass wenn der Gottesdienst in der Peter Paul Kirche ist, der ökumenische, dass da auch mehr Katholiken kämen, wir sind immer erschreckend wenig, so ein paar kommen immer brav, freut mich auch (...) da kommen nicht mal die 30 Katholiken, die sonst in die Wort-Gottes-Feier kämen, das find ich dann auch schad, dann denk ich, Leut, ja jetzt haben wir Ökumene (...)

Es ist keine Eucharistie, wir haben so viel Leute, die sagen, Eucharistie, das ist wichtig, Wort-Gottesdienst, das wollen sie nicht, da kommen auch weniger Leut, und wenn der eine heißt, Ökumene ja, ohne Aufgabe unseres Glaubens, da meinen sie, wenn sie da hingehen, geben sie ihren Glauben auf, die haben Abendmahl, wir haben Eucharistie, also ich glaub, dass viele ältere Leut da bisschen (...)

Dann wäre das aber nicht für den ökumenischen KGR sondern für unseren, dass wir überlegen, wie kriegen wir unsere Katholiken dazu?“ (5,59-101)

Die gestellte Frage ist nicht, ob die Veranstaltungen unpassend sind, sondern wie die Katholik*innen an die Angebote angepasst werden können. Bei der Planung der Gemeindeversammlung zeigt sich eine verwandte Perspektive. Zwar sollen die Aktivitäten der Mitglieder dort nicht aktiv gesteuert, aber doch kontrolliert werden. Das zeigt sich beim Umgang mit den Plakaten, mit denen sich verschiedene Gruppierungen vorstellen sollen:

„Was ist denn vereinbart, wenn man sagt, die Plakate müssen bis 14Uhr da sein mit den Gruppierungen, werden die vorher nicht mehr vom verantwortlichen Hauptamtlichen oder wie auch immer angeschaut?

Also sinnvoll wäre das natürlich (...)

Wir kriegen die am Sonntag bis 14Uhr geliefert, oder? (...)

Ja, wir können auch zur Not nochmal eingreifen, wenn tatsächlich mal irgendwas wäre, was nicht passt“ (3,12-13)

1.4.2 Beziehung als Dialog

Das Beziehungsmodell „Information und Kontrolle“ ist im Kontext des Prozessteams zwar das dominante Modell für die Beziehung von Gemeindeleitung und Gemeindemitgliedern. Doch immer wieder kommt auch ein symmetrisches Beziehungsmodell zum Vorschein, welches die Beziehung als Dialog versteht. Dann wird etwa davon gesprochen, dass man „mit den Menschen ins Gespräch“ kommen will. (3,109) Dem steht allerdings das dominantere einseitige Beziehungsmodell entgegen. Ein gutes Beispiel hierfür bietet die Verhandlung des Vorschlages, die Jugendlichen in der Gemeindeversammlung mit ihren Ideen und Anliegen zu Wort kommen zu lassen:

„Ich weiß nicht, ob das gelingt, oder ob man das so machen kann, aber (...) wo ich eigentlich gern die Jugendlichen, die Interesse haben, einladen würde, zu sagen kommt, sagt doch mal eure Ideen

Ich finde Jugend auch ein kompliziertes Thema, weil zum einen wird viel immer über die Jugend, also was, von außen was (...) die Außensicht, was für Jugend gemacht werden sollte, aber ich glaub grad beim Thema Jugend ist ganz wichtig, irgendwie, was brauchen oder wollen die Jugendlichen selber, oder was sehen die (...) ich find, da muss die Jugend auch gehört werden oder zumindest antworten können

Ich hatte ja gedacht, dass man bei der Gemeindeversammlung an der einen großen Wand, (...) dass sich die Jugendlichen auf Plakaten darstellen, (...) dann könnte man da einfach schon die Vielfalt darstellen, was haben wir überhaupt für Gruppen (...)

//Pause//

Aber ist das dann genug dargestellt?“ (1,100-103)

Obwohl die beiden ersten Aussagen der zitierten Passage ein dialogisches Moment einbringen wollen, wird die Beteiligung der Jugendlichen am Ende der zitierten Passage auf die Präsentation von Plakaten reduziert. Damit bleibt zwar ein Rest des dialogischen Momentes vorhanden, aber in extrem reduzierter Form: Ein Ideen-Austausch – wie er am Anfang der zitierten Passage vorgeschlagen wird – ist nicht vorgesehen. Dass ein dialogisches Beziehungsmodell einen schweren Stand hat, zeigt sich bereits in den ersten Sätzen, in denen das Thema als „kompliziert“ charakterisiert wird und die sprechende Person sich nicht sicher ist, ob man „das so machen kann“. Darüber hinaus fällt auf, dass der genannte Perspektivwechsel „schleichend“ geschieht: Niemand spricht sich explizit gegen den vorgeschlagenen Dialog aus. Nichtsdestotrotz wird die Beziehung letztlich stark asymmetrisch gestaltet.

Der schwere Stand eines dialogischen Paradigmas, das von gleichberechtigten Partner*innen ausgeht, zeigt sich auch in einer emotionalen Diskussion um den Wunsch nach eucharistischer Anbetung. Ein Mitglied des Prozessteams ist der Auffassung, dass dem Wunsch nach eucharistischer Anbetung nicht damit begegnet werden kann, dass man auf das bereits

bestehende Angebot einer offenen Kirche verweist und bringt seine persönliche Perspektive ein:

„Und auch da, das ist mir bei der Gemeindeversammlung auch wiedergekommen, wissen das alle Leut, dass unsere Kirchen offen sind? Dass man da jeder Zeit reinsitzen kann?

Ich glaub, das wissen sie schon (...) denen geht's ja um andere Sachen, um Aussetzung, um Anbetung, diese Geschichten, ja, das ist nicht das Gleiche wie eh, die Kirche ist geöffnet, ich weiß ja auch nicht, wie viele das fordern und so oder wie viele das für gut halten, ich, ich persönlich jetzt, finde, dass es – das kommt wahrscheinlich von meiner Kindheit, wo ich das kenne und so weiter, ja – habe ich da ne Sympathie dazu zum Beispiel, ich will da jetzt kein großes Thema draus machen, ja, aber ich wollt das nur einmal an dieser Stelle sagen, damit man das nicht so runtermacht, weißt du, ich höre manchmal, dass man das so runtermacht als wenn das also von vorgestern wäre, wieso ist das von vorgestern? Ja, wieso? Das muss mir mal jemand sagen

Für mich, ja, ja, ich versteh es halt nicht so ganz, klar gabs das früher, aber wenn ich das jetzt wollen würd, würd ich da vorn in der Kapelle sitzen (...)

Das hat etwas mit Gefühle und Sinne zu tun.

Ja, das darf auch jeder anders empfinden, du hast schon recht, man darf es eigentlich nicht runtermachen“ (5,43-47)

Obwohl es sich um ein Mitglied des Prozessteams handelt, wird seine Perspektive nicht ohne Weiteres ernst genommen. Man begegnet ihm zunächst mit dem Hinweis auf Vorhandenes und macht Vorschläge, wie er sich dem Angebot anpassen könnte. Erst nach dem intensiven Austausch lenkt die Gesprächspartnerin ein. Erst später wird im Liturgieausschuss beschlossen, dass die eucharistische Anbetung dialogisch gestaltet wird:

„Es ist der Wunsch drin nach Anbetung vor dem ausgesetzten Allerheiligsten, das werden wir nicht machen in dem Sinn, dass wir jetzt hier dienstagabends (...) machen wir das und organisieren das, sondern die Botschaft, die überkommen muss, ist die, wer das möchte, kommt auf uns zu und wir miteinander überlegen, wie es geht, das ist der Hintergrund der Erfahrung, da steht auch drin Rosenkranzgebet (...) wir haben auch eingepflanzt von außen ein Rosenkranzgebet in Stadt 4, das ist wieder am Absterben, weil es nicht von Stadt 4 kam, sondern von einer frommen Frau hier aus der Gemeinde.“ (9, 52-53)

1.4.3 Orte als Teil einer Liste und als Ereignisorte

Die vom Prozessteam unterhaltenen Beziehungen lassen sich nicht nur danach unterscheiden, ob sie einseitig oder wechselseitig angelegt sind, sondern auch danach, welche Inhalte in ihnen vorkommen. Geht es in einer Beziehung nur um Fakten oder werden auch Erfahrungen ausgetauscht? Ist das Prozessteam in der Bezugnahme zu einem anderen Akteur an den

Erfahrungen des Akteurs interessiert oder tritt er bloß als Teil einer Aufzählung in Erscheinung?

Bei der Analyse des Datenmaterials lassen sich zwei Perspektiven ausmachen, unter denen Orte in den Blick kommen: Zum einen erscheinen sie als Liste, zum anderen als Ereignisorte. Diese Unterscheidung liegt quer zu den bereits herausgearbeiteten Beziehungsformen von „Information und Kontrolle“ und „Dialog“ (Vgl. 1.2.2.3 und 1.2.2.4). Sowohl Orte, die durch asymmetrische Beziehungsformen als auch Orte, die durch symmetrische Beziehungsformen geprägt sind, können als Teil einer Liste oder als Erlebnisort geframet sein. Zudem kann ein und derselbe Ort genauso als Teil einer Liste wie auch als Ereignisort betrachtet werden. Der Unterschied zwischen den beiden Perspektiven lässt sich anschaulich an einer Gesprächspassage aufzeigen, in der nach einem Ereignisort gefragt wird, aber ein Listen-Ort dargestellt wird:

„Es gibt doch schon so einige Gesamtkirchengemeinden, wie ist es denn da gelaufen? Ist es da reibungslos verlaufen oder hat es da auch irgendwelche Diskussionen gegeben oder so? Da, wo Sie mal waren (...) da waren auch 2 oder 3 Gemeinden, die eine Gesamtkirchengemeinde bilden.

Die sind im Rahmen dieses Prozesses zu der, zu der Einigung gekommen, wir schauen uns jetzt an, ‚wir möchten eine Gesamtkirchengemeinde bilden‘, die ist noch nicht gebildet, nein, nein, die haben den Prozess jetzt abgeschlossen und ein Ergebnis da draus ist, wir bilden eine Gesamtkirchengemeinde. Das ist jetzt ein Verfahren, das nochmal 1 ½ bis 2 Jahre dauern wird, weil da muss man die Ortssatzung angucken, da muss man tatsächlich eine Körperschaft öffentlichen Rechts gründen, nämlich diese Gesamtkirchengemeinde, da sind die Kommunen beteiligt, unter Stellungnahme, da müssen die Entscheidungen in den KGRs herbeigeführt werden, da müssen die Gespräche mit Rottenburg geführt werden, also das ist alles ein Weg der jetzt ist, aber dort ist die Grundsatzentscheidung getroffen worden ‚wir wollen eine Gesamtkirchengemeinde‘, da gibt es auch anfänglich Überlegungen, was in die Gesamtkirchengemeinde eingebracht wird, so (...)“ 10,113ff

Die eingangs gestellte Frage nach Reibungslosigkeit und Diskussionen zielt eindeutig darauf, etwas über die erlebten Qualitäten in der Gemeinde zu erfahren. Die Antwort hingegen geht auf diese in keiner Weise ein, sondern listet auf, was in der Gemeinde getan wird oder noch getan werden muss. Damit ist aber der entscheidende Unterschied zwischen Orten als Ereignisorten und Orten als Teil einer Liste benannt: Während bei Orten als Ereignisort danach geschaut wird, welche Erfahrungen eine Person an diesem Ort macht, kommen bei Orten als Teil einer Liste nur „objektivierbare“ Aspekte in den Blick. Während angeblich von Ereignisorten berichtet wird, werden Orte einer Liste dargestellt.

Das Schema der Liste bestimmt weite Teile der Beziehungsgestaltung des Prozessteams. Auch der schwierige Stand persönlicher Erfahrungen und die Reduzierung der Beteiligungsmöglichkeiten der Jugendlichen bei der Gemeindeversammlung auf das bloße

Vorstellen von Fakten lassen sich aus dieser Perspektive interpretieren. (vgl. C 1.4.2) Objektivierbare Aspekte stehen im Mittelpunkt, es wird normalerweise nicht darüber gesprochen, wie bestimmte Dinge erlebt, bewertet oder eingeordnet werden.

1.5. Zusammenfassung: Kirche vor Ort

In den Beobachtungen aus dem Prozessteam zeigt sich Kirche vor Ort als eine Kirche die stark von Organisations-Logik geprägt ist. Aktivitäten und Ereignisse werden häufig nur als Fakten thematisiert, die sich als Teil einer Liste darstellen lassen. Erlebnisse und Erfahrungen spielen kaum eine Rolle. Insofern Menschen, die nicht an den gelisteten Orten partizipieren, als Mitglieder der Kirche betrachtet werden, erscheint Kirche als eine gespaltene Gemeinschaft: Die engagierte Leitung und die fordernden Mitglieder stehen sich gegenüber. Die Beziehung zwischen den beiden Gruppen folgt größtenteils einem asymmetrischen Beziehungsmodell, welches sich im Begriff der Öffentlichkeitsarbeit zusammenfassen lässt: Die Leitung versucht Außenstehenden für ihre Angebote zu gewinnen. Versuche, dialogische Beziehungen des Austausches aufzubauen stehen unter dem Druck dieses dominanten Beziehungsmodells.

2. Netzwerk-Interviews

2.1. *Methodisches Vorgehen und Beschreibung der Interviewpartner*innen*

Datenerhebung

Die Daten der Interviews wurden in „flanierenden Netzwerk-Interviews“ erhoben. Das Spezifikum des Formates bestand darin, dass die Interviews nicht in einem Raum, sondern im Gehen durch den Lebens- und Wohnort geführt wurden. Die Interviewpartner*innen waren für die Wegführung verantwortlich. Sie wurden Vorfeld des Interviews gebeten, sich eine Route entlang jener Orte zu überlegen, die sie mit dem Evangelium in Verbindung bringen. Zur Durchführung der Interviews wurde ein relativ offener Leitfaden verwendet, der es erlaubte, sich an individuelle Gesprächssituationen anzupassen. Ziel der Interviews war es, zu erfahren, welche Orte die Interviewpartner*innen aus welchen Gründen für ihren Glauben als relevant erachten. Um die Interviewpartner*innen dazu zu ermutigen, über persönliche Erfahrungen zu sprechen, wurde der Leitfaden nach dem 5. Interview leicht angepasst und um die Frage „Wann und wo hat Sie das letzte Mal etwas persönlich bewegt?“ (Team-Treffen vom 07.06.18) ergänzt. Die Auswahl der Interviewpartner*innen erfolgte nach einem Schneeballverfahren, wobei Mitglieder des Prozessteams als erste Vermittlungspersonen wirkten. Am Ende jedes Interviews wurde nach weiteren möglichen Interviewpartner*innen gefragt, die weniger oder gar nicht im aktiven Gemeindeleben integriert sind.

Datenanalyse

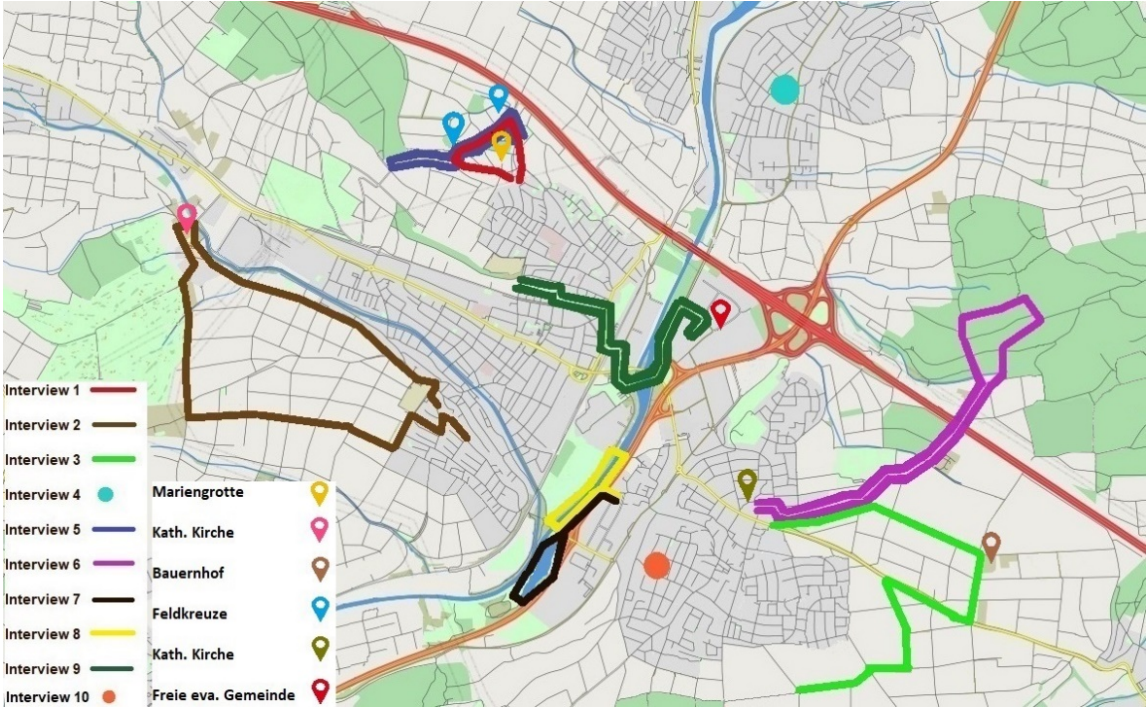
Die Analyse der Interviewdaten erfolgte in mehreren Schritten, die allerdings nicht streng voneinander getrennt waren. Die aufgezeichneten Interviews wurden zunächst transkribiert und im Sinne einer intersubjektiv nachvollziehbaren Auswahl relevanter Passagen vom Forschungsteam unabhängig voneinander gelesen. Der Fokus lag auf den Passagen, in denen die Interviewpartner*innen von Orten, Ereignissen oder Situationen sprechen, die für ihren Glauben relevant sind oder die sie mit dem Evangelium in Verbindung bringen. Dabei wurden auch Aussagen beachtet, in denen die Interviewpartner*innen keinen expliziten Bezug zu ihrem Glauben herstellen, dieser sich aber aufgrund des Kontextes nahelegt. Im nächsten Schritt ging es um eine Verdichtung der Markierungen, was letztlich 22 „evangeliumsrelevante Orte“ ergeben hat. Diese evangeliumsrelevanten Orte, Ereignisse und Situationen wurden anschließend in dichten Beschreibungen strukturierend zusammengefasst. (vgl. 2.2) Auf Grundlage dieser Beschreibungen ließen sich im nächsten Schritt Ereignisqualitäten als Charakteristika herausarbeiten, die sich in verschiedenen evangeliumsrelevanten Situationen wiederfinden lassen und dort einen zentralen Aspekt des Geschehens beschreiben. (vgl. 2.3) Abschließend wurden einige evangeliumsrelevante Orte danach untersucht, wie fluide oder konstant ihre Kontexte sind (vgl. 2.4), und darauf aufbauend ein pastoraler Ausblick unternommen. (vgl. 2.5)

Die Interviewpartner*innen:

Interview	Pseudonym	Alter	Verhältnis zur Kirchengemeinde
Interview 1	Frau Zimmermann	etwa 65	Vielseitig in der Gemeinde engagiert, Mitglied im KGR.
Interview 2	Herr Richter	etwa 70	Mit der Gemeinde verbunden, aber auch in kritischer Distanz zu ihr. <i>Anmerkung: Interview konnte mangels Einverständnisses nicht verwendet werden.</i>
Interview 3	Frau Krause	etwa 45	Hauptamtliche Mitarbeiterin
Interview 4	Herr Berger	etwa 75	Eng mit der Kirche verbunden, Mitglied in KGR und Prozessteam.
Interview 5	Herr Schuster	etwa 75	Fühlt sich der Gemeinde verbunden, momentan aber kein Ehrenamt in der Gemeinde.
Interview 6	Herr Winter	etwa 25	Früher auch freikirchlich aktiv, jetzt ehrenamtlich nur noch in der katholischen Gemeinde engagiert.
Interview 7	Frau Stein	etwa 40	In der Kommunionvorbereitung engagiert, sieht sich aber in gewisser Distanz zu traditionellen Glaubensformen, erst seit Kurzem in der Gemeinde aktiv.
Interview 8	Frau Seidel	etwa 40	Klassisch katholisch sozialisiert, mittlerweile wenig Kontakt zur Gemeinde, findet Kirche aber wichtig, begleitet Kommunionkinder.
Interview 9	Frau Haas	etwa 50	Bis vor etwa 15 Jahren Mitglied in der Katholischen Kirche, danach bewusste Abwendung, mittlerweile liegt ihre geistliche Heimat in der Freien Evangelischen Gemeinde.
Interview 10	Frau Pohl	etwa 30	Keine Verbindung zur Kirchengemeinde, in ihrer

			Jugend Kontakt mit der evangelischen Kirche.
--	--	--	--

Die Routen der Interviews (Karte verändert und anonymisiert)



2.2. Evangeliumsrelevante Orte

Die Darstellung der evangeliumsrelevanten Orte folgt keiner theoretischen Systematik. Wir halten damit „das Soziale flach“²³ und dokumentieren eher eine verstreute, in den Praktiken selbst recht unsystematische Präsenzvermutung glaubensrelevanter Orte. Es handelt sich quasi um den exemplarischen Einblick in das Netz von Orten und Ereignissen, die kontextuell von Menschen mit dem Evangelium verbunden werden.

„Die Feldkreuze“

„wir sind einfach so einen Weg gelaufen, so von Feldkreuz zu Feldkreuz“

Die Feldkreuze werden von der interviewten Person als ein Grund genannt, weshalb wir bei unserem Spaziergang ins „Feld“ gehen und sind daher mit dem Begriff des Evangeliums verknüpft (Abs. 7). Sie sind Orte, die der interviewten Person „am Herzen“ liegen. Dies hängt mit der Erfahrung zusammen, dass die Restaurierung der Feldkreuze den Menschen aus der Kirchengemeinde wichtig war (Abs. 9). Die zentrale Geschichte, die von dem Ort erzählt wird, handelt von Spaziergängen mit Schüler*innen während des Religionsunterrichts (Abs. 9). Die Feldkreuze werden aufgesucht, wenn "irgendwas [ist]" (Abs. 9, 11) oder die Person sich fragt, was sie aufgrund einer bestimmten herausfordernden Situation mit der Religionsklasse machen soll: „[W]as machst du jetzt mit denen?“ (Abs. 11) Als ein Lehrer in der Schule einen epileptischen Anfall erleidet, entsteht eine Situation, "wo auch die Klasse völlig durch den Wind war" (Abs. 11). Die Feldkreuze stehen in einem "Draußen" (Abs. 9) und werden so zum Teil einer niederschweligen Lösung der Situation, die eine gewisse Einfachheit hat: Es werde nicht viel geredet (Abs. 11). Die Interviewpartner verwendet dabei häufig das Wort "einfach": „[D]ann bin ich mit der Klasse auch einfach mal raus und wir sind einfach so einen Weg gelaufen, so von Feldkreuz zu Feldkreuz“ (Abs. 9, vgl. auch 4x Abs. 11). Der Ort eröffnet offenbar eine Möglichkeit zum Umgang mit der prekären Situation. Das wird nicht explizit religiös aufgeladen geschildert. Es geht eher um eine existenzielle Auseinandersetzung mit den Widerfahrnissen des Lebens: „[Ü]berlegt einfach mal, ja, so ein Weg ist einfach auch ein Symbol fürs Leben und was das bedeutet so einen Weg hochzugehen“ (Abs. 11). Zu den Kreuzen wird unter anderem gefragt, was diese schon alles gesehen hätten (Abs. 11). Alter und Öffentlichkeit scheinen wichtig. Dies wird in Abs. 47 bestätigt: "Solange ich was zu sagen hab, bleibt der (Jesus am Kreuz, T.D.) hier draußen". Die Tatsache, dass man über den Ort mit anderen Menschen in Kontakt kommt, ist ebenso bedeutsam (Abs. 13). Die Interviewpartnerin erwähnt insbesondere ihren Nachbarn, mit dem sie ohne diesen Ort nur „über das Wetter reden“ würde (Abs. 31). Ein etwas anderer Akzent wird in Interview 5 gesetzt. Die Wegkreuze werden hier expliziter mit dem Evangelium verbunden. Sie erinnern „automatisch ans Evangelium“, wenn man an ihnen vorbeigeht. Sie werden auch als „kleine Denkmäler“ bezeichnet (Abs. 6).

²³ Latour, Bruno, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, Frankfurt 2014, 286-298, 286.

„Der Frauenbund“

„schön, dass wir da miteinander unterwegs waren“

Die erste Erwähnung des Frauenbundes geschieht recht beiläufig während der Erzählung, wie die Feldkreuze restauriert wurden (Abs. 9). Darüber hinaus wird der Frauenbund als Ort erwähnt, an dem „ganz stark erlebt“ wurde, dass Menschen dankbar sind und sich freuen: „[D]a ist immer unheimlich viel zurückgekommen, auch so, dass die Leute einfach auch gesagt haben, toll, dass ihr das macht, toll, wies war und schön, dass wir da miteinander unterwegs waren.“ (Abs. 31) Ein konkretes Beispiel ist die oben erwähnte Renovierung der Feldkreuze, bei der die Menschen sehr "aufgeschlossen" waren und es viel ehrenamtliche Hilfe gab. (Abs. 9) Auf Nachfrage zu weiteren Aktivitäten des Frauenbundes erzählt die Person von der Entstehung der Frauengruppe (Abs. 34ff). Die Gruppe hatte sich gefunden, weil einige Frauen etwas für sich selbst machen wollten (Abs. 37). Die Frauen war dabei nicht verbandlich eingebunden. (Abs. 39) Auf die Frage, ob es sich um eine private Initiative handelt, reagiert die Person zögerlich, weil sich die Gruppe als Teil der Kirchengemeinde empfunden habe (Abs. 39). Im weiteren Verlauf wird die Charakterisierung als „private Initiative“ aber übernommen (Abs. 41). Das Projekt wurde von einer Pastoralreferentin unterstützt, die mit ihnen zusammen Frauenliturgie gefeiert habe. Die beteiligten Frauen waren damals junge Mütter, die größtenteils nicht berufstätig waren. Es wurden im Laufe der Zeit sowohl unterhaltsame als auch besinnlich-spirituelle Veranstaltungen "angeboten", wobei es eine rege Beteiligung bei den Veranstaltungen gab (Abs. 37). Bei gewissen älteren Mitgliedern scheint es ein großes Zugehörigkeitsgefühl zu geben:

„[D]as war auch beim Frauenbund ganz deutlich zu sehen, da gabs ne Generation von Frauen, die jetzt grad so am Aussterben ist, diese Generation, die sind immer dagewesen, weil das einfach Frauenbund war und weil sie da dazugehört haben.“ (Abs. 55)

Die Verbundenheit wird auch bei der interviewten Person deutlich, wenn sie von „meine[n], meine[n] Frauenbundfrauen“ spricht (Abs. 47).

„Die Freie Evangelische Gemeinde“

„reingelaufen und gewusst – meins.“

Die Freie Evangelische Gemeinde wird auf die Frage hin erwähnt, ob die Person Beispiele kenne, wie Kirche sein sollte (Abs. 58ff). Zu Beginn schränkt sie ihre Aussagen dahingehend ein, dass sie nur "wenig Einblick" hat. Daraufhin wird von Gesprächen mit mehreren Menschen berichtet, die die Freie Evangelische Gemeinde darum beneiden, dass viele junge Leute dort hingehen („warum schaffen wir das nicht die Leute zu uns zu holen“ (Abs. 61)). Es wird erzählt, dass die freie Gemeinde Hauskreise für junge Leute hat und die Person zumindest eine Familie kennt, die früher recht aktiv in der katholischen Gemeinde war und „jetzt dort ist“ (ebd.). Dies bietet Anlass zu Diskussionen, wie es dazu kommt. (ebd.) Eine Schwierigkeit der katholischen

Gemeinde sei, dass sie so groß sei und viele Mitglieder nicht aktiv seien, wohingegen die Freie Evangelische Gemeinde kleiner sei und insofern ein Idealbild darstelle, als dort „jeder mit jedem kann“ und ein „stückweit Gleichgesinnte beieinander sind“ (ebd.). Der Idealbild-Charakter wird allerdings gleich wieder relativiert, denn eigentlich habe sie kein „real existierendes“ Idealbild (ebd.). In Interview 5 wird die Freie Evangelische Gemeinde als Ort benannt, an dem sich Menschen jenseits von katholischer und evangelischer Kirche engagieren (Abs. 63ff). Dabei wird mehrfach erwähnt, dass die Menschen dort „sehr engagiert“ sind. Zudem wird von einer sehr familiären und guten Atmosphäre erzählt und dass die Gemeinde „warum auch immer“ Probleme mit der evangelischen Kirche habe (Abs. 65). In Interview 9 berichtet die Person von der Freien Evangelischen Gemeinde aus verschiedenen Perspektiven. Zunächst beschreibt sie im Zuge der Erzählung, wie sie zu der Gemeinde gekommen ist, dass für sie die Gemeinde von außen betrachtet zunächst einen „Sektencharakter“ hatte und sie diese nur auf Empfehlung einer Freundin besuchte. Beim ersten Kontakt mit der Gemeinde wurde ihr sofort klar, dass es ihr Ort ist: „Also bin ich dahin und ja. Reingelaufen und gewusst - meins. Mein Neues.“ (Abs. 9) Mittlerweile ist die Gemeinde ihre „neue geistige Heimat“, weshalb wir bei unserem Spaziergang dort hingehen (Abs. 13). Öfters wird erwähnt, dass die Menschen dort das „gleiche Fundament“ hätten (Abs. 13). Ebendies macht für die interviewte Person auch Kirche aus (Abs. 29). Als inhaltliches Merkmal wird genannt, dass dort alle „wiedergeborene Christen sind, wirklich bewusst bekehrte Christen sind.“ (ebd.) Dies wird im Interview explizit vom Hineingeboren-Werden unterschieden, weil es sich um eine „ganz andere Art und Weise“ zu glauben handelt (ebd.). Die Kirche ist für die Person „Familie, Heimat, Zuflucht schon auch, Unterstützung, Korrektur, manchmal auch Reibung und ja, Alltag.“ (ebd.) Hier wird ein weiterer Kontrast zur früheren Glaubenspraxis deutlich gemacht: Früher war Kirche nur sonntags, jetzt ist sie Alltag (ebd.). Auf Nachfrage führt die Person aus, was Alltag in diesem Kontext bedeutet: Es gibt in der Gemeinde viele Kleingruppen, die sich auch unter der Woche treffen (Abs. 30f). Manchmal fehlt es der interviewten Person, nicht noch mehr mit der Gemeinde machen zu können, was ihr aber nicht möglich ist, weil nicht ihre ganze Familie gläubig ist. (Abs. 33) Die Wichtigkeit der Gemeinde wird auch durch die ausführliche Führung durch die Räumlichkeiten der Gemeinde unterstrichen (Abs. 69-81).

„Wenn der Sommerpfarrer da ist“

„man hat das Gefühl etwas bewegen zu können“

Die Tätigkeit des nigerianischen Sommerpfarrers wird im Kontext der Frage erwähnt, wie Kirche sein sollte (Abs. 58). Eingeleitet wird die Erzählung mit der Bemerkung, dass es sich um ein "auffälliges" Geschehen handelt, da dann Leute in die Kirche kommen, die "sonst eher nicht kommen" (Abs. 61). Viele Menschen im Umfeld hätten eine gute Beziehung zu dem Pfarrer (Ebd.). Er ist ein "sehr herzlicher Typ": „[W]enn der strahlt, da strahlst du automatisch mit“ (Ebd.). Zugleich habe man das Gefühl, in durch die Zusammenarbeit mit Nigeria etwas bewegen zu können und ein gemeinsames Ziel zu haben. Dies sei auch durch den

gemeinsamen Besuch der nigerianischen Gemeinde bestärkt worden. Wenn der Pfarrer von den Projekten in seiner Gemeinde berichtet ziehe das "ganz viele Leute" an, weil die Menschen ihm zutrauten, etwas bewegen zu können. Für die Interviewpartner*in ist das Geschehen ein "Hoffnungszeichen", weil zwar nicht die Welt aber in einzelnen Aktionen etwas für Menschen verändert werden kann (Abs. 61). Insbesondere der Aspekt des „Etwas-bewegen-könnens“ wird auch später noch einmal erwähnt (Abs. 63). Möglicherweise kommt die Attraktivität auch dadurch zustande, dass der Sommerpfarrer nur einmal im Jahr kommt (ebd.).

„Die Flüchtlingsarbeit“

„das ist für mich schon christliches Leben“

Der AK Asyl sowie Flüchtlingsarbeit im Allgemeinen wird in mehreren Interviews thematisiert. In Interview 1 wird der AK Asyl als ein Ort genannt, an dem etwas Christliches passiert. Es engagieren sich dort vielleicht nicht nur Christ*innen, aber was sie dort machen, macht für die Person christliches Leben aus:

„[N]ämlich sich um andere kümmern, ehm, Beziehungen schaffen, ganz viel Zeit investieren, Kraft investieren, also da, die bewundere ich auch, die Leute, die das von Anfang an mitgetragen haben und auch diesen Frust und diese Rückschläge und zum Teil auch sogar bisschen, ja Anfeindungen ist vielleicht zu viel, aber auf Unverständnis zu stoßen und das trotzdem durchzuziehen.“ (Abs. 24)

Insbesondere, dass die Personen sich für Flüchtlinge trotz Widerständen eingesetzt haben, wird mit Christlichem identifiziert:

„[A]ber ich weiß von einer Frau, die böse Mails gekriegt hat von irgendjemand, eh, weil sie sich sehr stark eben für die Gambier, die da Ort16 in der Unterkunft wohnen, weil die sich da so stark eingesetzt hat dafür. Zum Beispiel das ist für mich schon christliches Leben“ (Abs. 26).

In Interview 4 wird der AK Asyl als ein Ort genannt, an dem sich die Person aus Überzeugung engagiert (Abs. 21f). Die Person beschreibt, dass das Engagement dort durchaus mit Herausforderungen verbunden ist, weil man auf Widerstände stößt (Abs. 38). Die Unterstützung des Kirchengemeinderates erleichtere das Engagement. Gleichzeitig scheint diese Tätigkeit aber nicht von der Unterstützung des Kirchengemeinderats abhängig zu sein. Es wäre dann nur schwieriger, weil die Person auch im Kirchengemeinderat aktiv ist (Ebd.). Im AK Asyl wird versucht, den Menschen Mut zu machen, weil sie Angst haben. Auch werden Sprachkurse bezahlt, was für die Geflüchteten sehr wichtig ist, weil es sonst für sie „überhaupt nicht voran“ geht. (Abs. 82) Auch in Interview 9 wird die „Asylantenarbeit“ als ein Ort genannt, an dem Menschen etwas Christliches machen. Die „Asylantenarbeit“ ist für die Person ein „absolut christliches Tun“. Zum einen, weil „praktische Hilfe“ geleistet wird. Zum anderen kommt hier eine islamkritische Haltung ins Spiel. Weil „wirklich von dieser Liebe Jesu Christi“

erzählt werden kann „[u]nd ned nur von diesem Islam. Allah, der so böse isch und so bedient werden will.“ (Abs. 23) In Interview 3 wird der AK Asyl als ein Ort des gelebten Evangeliums genannt, weil sich die Menschen dort „um einander sorgen“ (Abs. 72-74).

„Der Bauernhof“

„es hat was von Weite“

Der Bauernhof wird mit dem Begriff des Evangeliums verknüpft, da er auf die entsprechende Frage „das Erste“ (Abs. 6) war, was der Person einfiel. Diese Verknüpfung begründet sich aus dem dort einmal im Jahr gefeierten ökumenischen Erntebittgottesdienst (Abs. 6) und dessen Vorbereitung (Abs. 217). Dass der Gottesdienst „richtig gut angenommen“ (Abs. 6) ist, scheint ein wichtiges Merkmal zu sein, da dies bereits am Anfang des Interviews gesagt wird, ohne dass bereits umfassend auf das Geschehen eingegangen wird. In der Formulierung „richtig gut“ kommt echte Begeisterung zum Ausdruck. Ausführlicher berichtet die Person über den Ort später, als wir dort angekommen sind. (Abs. 209ff) Auch der Aspekt, dass die Feier „mitten in den Feldern, in der Natur“ (Abs. 6) stattfindet, wird bereits ganz am Anfang erwähnt. Die Person sagt dies nicht im Sinne einer neutralen Ortsbeschreibung. Insbesondere der Begriff „Natur“ weist auf eine qualitative Komponente hin. Auch die Formulierung „und dann sind wir mitten in den Feldern“ (ebd.) erinnert eher an einen Erlebnisbericht. Die Erwähnung eines Running-Gags erscheint als Indiz für eine insgesamt gelassene Atmosphäre (Abs.14). Die Geschichte zu dem Ort wird ohne Aufforderung erzählt (Abs. 4). Ihr scheint daher eine besondere Bedeutung zuzukommen. Auf Nachfrage wird auch berichtet, wie es dazu kam, dass es am Bauernhof einen Gottesdienst gibt: Ursprünglich lenkte das Interesse einiger Gemeindemitglieder die Aufmerksamkeit auf den von der evangelischen Gemeinde gefeierten „Gottesdienst im Grünen“ (Abs. 8). Bereits die Namenswahl „ins Grüne“ weist auf den heur zentralen Aspekt der Natur hin und scheint bei der angesprochenen Person Interesse zu wecken (Abs. 10). Die Wichtigkeit der Natur wird auch im Weiteren deutlich (Abs. 209ff). Sobald wir auf unserem Spaziergang zum Bauernhof kommen, wird als Erstes die Aussicht hervorgehoben: „Schauen Sie mal, hier liegt die (Landschaftsregion) vor uns: Da ist Berg1, da ist die Burg1. /Zeigen der Umgebung/“ (Abs. 209). Auch durch Worte wie „Strohballen“ und „Wiese“ wird der Bezug zur Natur deutlich gemacht (ebd.). Die Weite des Ortes („es hat was von Weite“ (ebd.) wird im gleichen Satz damit erwähnt, dass „ganz viel möglich“ ist - vor allem in Bezug auf die Ökumene. Die „Weite“ - in Bezug auf die Aussicht - wird am Ende des Abschnitts nochmals erwähnt und scheint ein wichtiger Aspekt zu sein. Es wird erwähnt, dass die Gemeinde in die Landschaft blickt („die Gemeinde mit Blick nach /zeigend/ da hin“ (ebd.)) und dies der „Geistlichkeit“ zwar nicht zukommt, sie es aber „trotzdem cool“ (ebd.) findet. Dass es sich um einen Ort handelt, an dem nicht die „Unterschiede“, sondern das, „was verbindet, (...) zählt“ (ebd.), qualifiziert ihn als Ort des „gelebten Evangeliums“. Betont wird das Gemeinsame: „Wir feiern doch alle das Gleiche“ (ebd.). Auch wenn nicht alle gleich viel beitragen, werden doch alle gleichberechtigt behandelt. Eher beiläufig wird erwähnt, dass nicht alle aus der Kerngemeinde kommen, weil „denen“ die Eucharistiefeier fehlt. Das Wort

„denen“ bringt eine Distanzierung, möglicherweise auch Unverständnis zum Ausdruck. Der Möglichkeits-Charakter scheint in mehrerer Hinsicht wichtig: Das zeigt sich in der im Interview erwähnten Rückmeldung „Oh cool, dass das geht“ (ebd.) und dass der Posaunenchor „sogar“ Taizélieder spielt. Direkt nach diesen Äußerungen wird der Bezug zum Evangelium nochmal betont: „Ja, hier“ (Abs. 209). Der Möglichkeits-Aspekt wird auch im Weiteren erwähnt. Obwohl es "innerevangelische Spannungen" (Abs.217) gibt, die gravierend sind (Abs.215) „is es möglich, Gottesdienst zu feiern“. Ähnliches gilt für die Differenzen bei der Vorbereitung, welche sich auf die Bibelauslegung beziehen. Obwohl es auch für sie schwierig ist („schwieriges Verständnis von Wundern“, „Exegese is glaub ich son Fremdwort“), "trifft man sich dann doch irgendwo" (Abs. 217). Dieses „Sich-Treffen“ ist - wie es scheint - nicht vorhersehbar ("und es gibt dann doch mehr als unsere beschränkten Köpfe meinen"(ebd.)), wobei nicht ganz klar ist, ob die Aussage auf das Treffen bezogen ist, sie könnte sich auch auf die Wunder beziehen (Abs.217). Ein weiterer Aspekt, der die Vorbereitung und damit den Ort ausmacht, ist, dass die Mitglieder der Bauernschaft mit einbezogen werden. Da diese „versuchen“ die Bibel zu lesen und sie zu „verstehen“, sind es „ganz schöne Vorbereitungen“ (Abs.217).

„Der Kindergartengottesdienst“

„dass ich ein geliebtes Kind Gottes bin“

Der Kindergartengottesdienst ist ein Ort, bei dem eine für den Glauben der Person wichtige Grundhaltung konkret wird (Abs.146). Das Thema ist mit einer gewissen Schwere verbunden, wie ein kurzes Stöhnen zeigt (Abs. 148). Zusammen mit der kurzen Pause nach "mir ist wichtig" (ebd.), lässt sich vermuten, dass ihr die Formulierung von etwas Wichtigem nicht ganz leicht fällt. Dies könnte daran liegen, dass sie nicht so oft darüber spricht. Der Ort ist verknüpft mit einer allgemeinen Grundhaltung, wobei aber nicht immer klar zu unterscheiden ist, ob die Person von dem konkreten Ort oder von der Haltung spricht (Abs. 146, 158). Ein wichtiger Aspekt der Grundhaltung ist das Bewusstsein, einen „Auftrag“ zu haben (Abs. 152, 162). Dies impliziert, sich nicht entmutigen zu lassen (Abs. 162) und etwas "rüberzubringen" (Abs. 148, 156). Als Inhalt des Auftrags wird die Freude am Glauben (Abs. 148), "dass ich geliebtes Kind Gottes bin" (Abs. 150) und "die Frohe Botschaft verkünden" (Abs. 152) genannt. Aus dem Gesagten ergibt sich für die Interviewperson die Pflicht, dass die Gottesdienste im Kindergarten nicht langweilig oder trist sind (Abs. 154). Die Aussagen "das möchte ich" (Abs. 156), "ich versuche das" (Abs. 158), "das gelingt nicht immer" (ebd.) sowie "manchmal ist es schwere Arbeit" (Abs. 160) zeigen, dass es immer wieder ein Ringen ist, dem Auftrag gerecht zu werden. Gleichzeitig gelingt es auch: "Das tu' ich auch..." (Abs. 156). Das Gelingen zeige sich im Auftreten, Erzählen, Strahlen. Die wiederholte Verwendung des Possessivpronomens "meinem" zeigt, dass es wohl als eine persönliche Aufgabe interpretiert wird. (Abs. 156). „Protokollfragen“ werden ohne nähere Ausführung als besondere Herausforderung bezeichnet (Abs. 164). Die Auseinandersetzung scheint emotional aufgeladen, wie die Formulierungen "Schreikrampf" und "dämlich" zeigen (ebd.).

„Das Kirchengebäude“

„man kann eine Kerze anzünden oder auch nicht“

Das Kirchengebäude wird in verschiedenen Interviews unterschiedlich thematisiert. In Interview 3 wird „Kirche als Raum“ (Abs. 199) im Kontext der Frage erwähnt, wozu die Menschen die Kirche brauchen (Abs. 194). Zuvor spricht die Person davon, dass Menschen die Kirche brauchen, um sich an ihr abzuarbeiten. Dabei schließt sie die Erzählung mit der Feststellung, dass sich viele damit aber nicht wirklich beschäftigen und leitet mitten im Satz zum Thema „Kirche als Raum“ über: „Dann denk ich ‚Arrh, echt ey? Diskutiert doch mal!‘ (Über die Kirche, T.D) /lacht/ und nachher... und Kirche als Raum braucht es... sind ja sonntags immer ganz viele in der Natur“ (Abs. 199). Der direkte Übergang sowie die Erwähnung der Menschen, die in der Natur statt in der Kirche sind, lassen eine Parallele zur Aussage über das Abarbeiten an der Kirche erkennen: Genauso wie die Menschen nicht wissen, dass sie sich an der Kirche abarbeiten sollten, wissen sie auch nicht um die Wichtigkeit des Kirchenraumes. Nichtsdestotrotz wird der Kirchenraum nach Angaben der interviewten Person gebraucht (Abs. 209) und ist ein Ort, an den jeder kommen kann, wenn er oder sie ihn „braucht“ (Abs. 207). Dies wird im weiteren Verlauf des Interviews dadurch bekräftigt, dass die Kirche nach einer Ermordung zweier Kinder explizit geöffnet wurde und viele Leute kamen. Die große Anzahl der Besucher scheint besonders eindrücklich gewesen zu sein, was an der auffällig im Dialekt formulierten Aussage „und es kamen Leut in diese Kirch“ zu erkennen ist.

Die Relevanz des Kirchenraumes liegt unter anderem darin, dass Menschen sich dort „Gott näher“ fühlen, und ihm „nochmal anders nahe als zuhause, im Feld oder wo auch immer“ (Abs. 207) sind. Äußerungen in erster Person deuten dabei darauf hin, dass dies in persönlichen Gesprächen deutlich wurde. (ebd.) Der Kirchenraum ist darüber hinaus ein Freiraum: Man kann eine Kerze anzünden "oder auch nicht" (Abs. 209). Auch, wenn ihn nur wenige in Anspruch nehmen, ist er wichtig. Die Erfahrung mit der offenen Kirche führt zu der Erkenntnis, dass der Kirchenraum und seine Öffnung auch prinzipiell wichtig sind (Abs. 209). In Interview 4 wird dem Kirchengebäude im Kontext der Frage, ob es auch ohne kirchliche Institution christliches Engagement gäbe, weniger Signifikanz zugeschrieben:

„Also ich glaube, dass nicht so entscheidend der Kirchenbau ist, den's hier in Ort4 gibt, sondern die Leute die's da hat.“ (Abs. 48)

In Interview 5 wird betont, dass die Kirchen als Gebäude auch ein Teil der Kirchengemeinde sind (Abs. 52). Dabei werden insbesondere zwei Aspekte hervorgehoben: Zum einen berichtet die Person, dass nach dem Abreißen einer Kirche die Gläubigen aus einer Gemeinde nicht mehr in die Kirche gehen. Zum anderen wird deutlich, dass die Person es nicht gut findet, wenn „ne Kirche rausgeht aus dem Stadtzentrum, kein Moslem würde auf die Idee kommen, seine Moschee da wegzunehmen, wenn da eine stünde“ (ebd.). Durch einen geschichtlichen Exkurs zu der Entstehung der Kirchengebäude wird ihre Relevanz nochmals unterstrichen (ebd.). In Interview 6 hat das Kirchengebäude weniger Bedeutung für die Person. Dies begründet sie damit, dass es ihr eher um die Gemeinschaft und den Glauben an Gott geht und

sie bei den Pfadfindern die Erfahrung gemacht hat, dass Gott auch im Wald oder sonst irgendwo anwesend war sobald gebetet wurde. Daher identifiziert sie ihren Glauben nicht so sehr mit bestimmten Orten (Abs. 10).

„Der Gemeinderat“

„also mach ich dann schon meinen Mund auf, ja?“

Der Gemeinderat ist ein Ort, an dem der Glaube für die Person wichtig wird (Abs. 93). Ein Kriterium ihrer Tätigkeit im Gemeinderat ist dabei, ob Dinge für die Menschen wichtig sind. Besonders großen Wert legt sie auf das Soziale (Abs. 96). Dies ist für sie eine "ganz wichtige Sache" (ebd.). Sie setzt sich dort für Arme ein. Dies ist ihr so wichtig, dass sie sich deswegen auch mit anderen Menschen streitet:

„Und jetzt könnte ich sagen ‚na ja, sollen die mich gern haben oder so‘, aber das bringt auch nichts, also mach ich dann schon meinen Mund auf, ja? Und weise eben immer darauf hin, streite mich mit den Leuten um Hartz4.“ (ebd.)

Die Schwierigkeiten, die mit einem solchen Engagement einhergehen, werden mehrfach betont. Auch erzählt die Person, dass sie manchmal ins Zweifeln kommt, ob sie diesen beschwerlichen Weg des Engagements tatsächlich gehen will. Sie kommt allerdings immer wieder zu dem Ergebnis, dass sie sich als Christ einmischen muss (ebd.). Ihr Glaube hilft ihr, gegen den Strom der Mehrheit zu schwimmen (Abs. 100). Sich zu "bekennen" ist ihr wichtig (ebd.). Dies impliziert "Mut" zu haben, auch wenn man in der Minderheit ist (Abs. 108). Der Glaube gibt ihr dabei "Kraft" (Abs. 110). Der Inhalt des Glaubens scheint dabei weniger relevant als das Bekenntnis an sich zu sein:

„Das finde ich dann schön, wenn man, sagen wir mal, ja, wenn man sich dazu bekennt, zu glauben, zu irgendwas.“ (Abs. 100) Dies wird im Weiteren durch die Aussage bestätigt, dass auch ein anderes Bekenntnis, wie etwa das zum Humanismus Kraft geben kann. Die "Antriebskraft", etwas "Gutes" zu tun, ist entscheidend (Abs. 110).

„Die Initiative für Ort4“

„damit die Leute nicht hin und her geschickt werden“

Die „Initiative für Ort4“ wird als ein Ort genannt, an dem etwas Christliches geschieht, auch wenn es kein offiziell kirchlicher Ort ist (Abs. 59). Sie wurde mit der Absicht gegründet, eine Erstanlaufstelle für die „armen Leuten“ zu schaffen und ihnen weiterzuhelfen. Es wird konkrete Hilfe angeboten, „damit die Leute ned hin und her geschickt werden, ja?“ (Abs. 68) Man bekommt gesagt, an wen man sich wenden kann (Abs. 66). Der persönliche Kontakt scheint dabei wichtig zu sein: „Da sitzt jemand ja,...“ (Abs. 68). Den Ort macht aus, dass Projekte organisiert werden, bei denen "Menschen zusammenkommen" und die eine "Hilfe

bedeuten" (Abs. 66). Es gibt die Möglichkeit, zusammen zu sitzen, jemanden zu treffen sowie Informationen und materielle Hilfen zu bekommen (Abs. 74). Der Ort bietet eine unaufwendige Möglichkeit, Einsamkeit zu überwinden: „Und dann Kaffee und Kuchen, das muss eigentlich gar ned so viel sein, was man da bietet. Sondern man is da, ne?“ (Abs. 74) Die Menschen bekommen dort, was sie "brauchen" (Abs. 74). In Interview 10 wird auf explizite Nachfrage deutlich, dass die Initiative der Person unbekannt ist (Abs. 57ff).

„Die Natur“

„viele gehen in den Wald und beten“

Die Natur wird in mehreren Interviews erwähnt. In Interview 5 ist sie ein Ort, an dem der Glaube für die befragte Person wichtig ist (Abs. 41). Dabei wird von einem gemeinsamen Spaziergang mit dem Schwager und der Frau der befragten Person berichtet. Es ist ein "wunderschöner Spaziergang" gewesen, vor allem die "Natur" war "so schön". Insbesondere der Weizen und die blühenden Blumen werden beschrieben (Abs. 44). Die Person erzählt, wie sie dabei an Gott denken musste: „Da isch es dann schon so, dass man sich dabei ertappt, sag ich mal, dass man in dem Moment auch an den Herrgott denkt“ (ebd.). Diese Erfahrung ist keine einzelne, sondern kommt bei der Person "immer wieder vor". Auch die Frau der interviewten Person teilt die Erfahrung. Im Folgenden wird die benannte Erfahrung mit einem gewissen normativen Charakter verbunden: Die Person sagt, dass "man" das so empfinden "muss" und dass demjenigen, der in Anbetracht der Naturbetrachtung und dem Sinnieren über die Jahreszeiten nicht an Gott glaubt, nicht mehr geholfen werden kann (ebd.). In Interview 3 wird Natur zunächst als Ort erwähnt, an dem der Erntebittgottesdienst stattfindet (Abs. 6). Sie ist dabei positiv konnotiert. Insbesondere der Ausblick wird immer wieder begeistert erwähnt und mit einer inhaltlichen Weite in Verbindung gebracht: „[E]s hat was von Weite und es is ganz viel möglich und ich finde ökumenisch passiert in Ort2 viel.“ (Abs. 209) An anderer Stelle wird die Erfahrung in der Natur von der im Kirchenraum unterschieden:

„[D]er Raum als Kirchenraum ist nötig. Weil die Leute da nochmal das Gefühl haben ‚Hier bin ich Gott näher‘ oder ‚Hier bin ich ihm nochmal anders nahe als zuhause, im Feld oder wo auch immer.“ (Abs. 207)

Zudem wird in einer ironischen Bemerkung der Spaziergang in der Natur dem Kirchenbesuch entgegengestellt: „Kirche als Raum braucht es. Sind ja immer sonntags ganz viele in der Natur, nicht im Gottesdienst. Viele gehen in den Wald und beten. Ich glaub, der Wald müsste überbevölkert sein.“ (Abs.199) Das „Spötteln“ über die Waldbesuche begründet sich wohl hauptsächlich darin, dass die Person darin eine Floskel sieht und vermutete, dass die Menschen nur behaupten, sie würden in den Wald gehen um zu beten. Allerdings will sie sich auch nicht zum Richter darüber aufschwingen (Abs. 221). In Interview 8 ist die Natur ein Ort, an dem etwas Christliches geschieht. Die Beschreibung ist recht knapp, lässt aber vermuten, dass die Ästhetik eine Rolle spielt: „Ja, die Natur, wenn man das sieht. Oder wenn man jetzt eh im Frühling spazieren geht und sieht, es blüht alles(...)“ (Abs. 15). Auch scheint die Natur

mit freier Zeit mit der Familie konnotiert, da direkt darauf von Erlebnissen mit den Kindern berichtet wird (ebd.). In Interview 1 wird die persönliche Verbundenheit mit der Natur über eine Kindheitserzählung verdeutlicht: Bereits in jungen Jahren war die Person auf die Wiese rausgegangen und hatte sich über die ersten blühenden Blumen gefreut. „[I]ch sag immer, wenn ich in der Kirchengemeinde nicht aktiv wäre, dann wäre ich es irgendwo im NaBu oder sonst wo /lachen/(...)“ (Abs. 67). Sie fühlt sich in der Natur wohl, deren Erfahrung sie auch mit dem Glauben in Verbindung bringt:

„[D]as ist für mich auch so, also Schöpfung ist jetzt vielleicht ein bisschen ein großes Wort in dem Zusammenhang, aber ich kann dann auch irgendwo, was weiß ich, mit meinen Enkeln den Vögeln am Futterhäuschen zugucken und denken, das ist einfach schön und erstaunlich und toll (...)“ (ebd.).

Auch hier sind Natur- und Familienerfahrungen verknüpft.

„Kirche als Verein“

„so was geschieht eigentlich nur, wenn es ne Kirchengemeinde vor Ort gibt“

„Kirche als Institution“ wird in vielen Interviews thematisiert, da im Leitfaden explizit eine Frage nach christlichem Leben jenseits der Institution integriert ist. In Interview 5 wird das Thema auch unabhängig von der einschlägigen Frage thematisiert (Abs. 45-52). Die Person beschreibt, dass sie mittlerweile zwar keine aktive Funktion mehr in der Kirchengemeinde vor Ort hat, dass sie aber die Institution für wichtig hält und sie auch „verteidigt“, da sie häufig in der Kritik steht. Der interviewten Person zufolge richtet sich die Kritik an der Kirche hauptsächlich gegen das Verkünden von Regeln durch die Vertreter der Institution, die für das Leben der Menschen gelten sollen (Abs. 46). Die Person verteidigt die Kirche unter anderem damit, dass sie mit einem Sportverein zu vergleichen ist, der die Ausübung einer Tätigkeit durch das Zur-Verfügung-Stellen von Orten erst ermöglicht (ebd.). Wie insbesondere durch die Wortbetonung im folgenden Abschnitt deutlich wird, ist ein wichtiger Aspekt von Kirche als Institution, dass man dort etwas gemeinsam tut (Abs. 48). Konkret wird gemeinsam Gottesdienst gefeiert und werden Prozessionen durchgeführt.

Von der Fronleichnamsprozession wird besonders ausführlich berichtet. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sich ganz viele verschiedene Leute wie Katholiken, Evangelische und vermutlich auch Muslime bei der Vorbereitung beteiligen. Das ist "immer ein Erlebnis", welches "schön zu erleben" ist. Die Person ist "sehr froh", dass es das Ereignis noch gibt. Die Begeisterung bezieht sich allerdings nicht primär auf die Prozession selbst - diese wird nicht beschrieben - sondern auf die Vorbereitung des Blument Teppichs, der sich durch das ganze Dorf zieht. Die Kirchengemeinde ermöglicht solche Ereignisse: „Also und so was geschieht eigentlich nur, wenn es ne Kirchengemeinde vor Ort gibt.“ (Abs. 48) Des Weiteren zeichnet sich Kirche als organisierte Gemeinschaft dadurch aus, dass man sich untereinander hilft ohne dass es "plakativ nach außen getragen wird." (Abs. 48) Die Gemeinschaft wird im Weiteren

nochmals betont: Auch bei der Erstkommunionvorbereitung ist das Zusammenkommen von Eltern und Kindern entscheidend, welches ohne eine "Organisation wie die Kirchengemeinde" "nicht denkbar" wäre. Auch hier liegt wie bei der Fronleichnamsprozession die Vorbereitung im Fokus, nicht die Feier selber (Abs. 50). In Interview 3 wird Kirche als Institution mit Öffentlichkeit in Verbindung gebracht: Es würde auch ohne Institution Glaube gelebt werden, dies würde sich aber nur „sehr im Privatem“ abspielen (Abs. 53). In Interview 4 wird Kirche als Institution als jene Instanz thematisiert, die die Erlaubnis gibt, sein Engagement katholisch zu nennen (Abs. 48). In Interview 6 wird Kirche als Institution einerseits als ermöglichender und andererseits als potenziell einschränkender Faktor ins Spiel gebracht. Die Kirche unterstützt Dinge, die der Person wichtig sind - wie etwa die Taizéfahrt - mit Geld und macht sie so möglich, könnte aber zumindest potenziell sagen, dass die Person diese nicht mehr durchführen darf (Abs. 64). In Interview 10 wird Kirche als Anlaufstelle bezeichnet, ohne die vermutlich gesellschaftliches Engagement wegfallen würde (Abs. 32). In den Interviews 7 und 9 wird generell über Kirche gesprochen. In Interview 7 wird Kirche als ein Verein unter anderen bezeichnet (Abs. 33). In Interview 9 ist christliches Leben ohne Gemeinde oder Kirche (die Ausdrücke werden synonym verwendet) für die interviewte Person nicht vorstellbar, weil man sich in der Gemeinde gegenseitig ermutigt und „man einfach gemeinsam ganz andere Dinge tun kann als jetzt allein“ (Abs. 43).

„Taizé“

„Gott ein bisschen näher“

Über Taizé wird vor allem in Interview 6 ausführlicher gesprochen, doch auch in anderen Interviews finden Taizé oder Taizégebete Erwähnung. In Interview 6 ist Taizé ein Ort, an dem die Person "Gott ein bisschen näher" ist (Abs. 4). Es sei faszinierend, die Gespräche dort sind "hochinteressant" und die Person fühlt sich gebraucht, weil sie für die Kinder und Jugendlichen "da sein kann" (Abs. 20). Auch schätzt die Person „an der ganzen Geschichte“, dass dort in relativ kurzer Zeit eine Gemeinschaft zustande kommt, aus der teilweise Freundschaften entstehen (ebd.). Trotz ihrer Verpflichtungen hat sie dort auch "Zeit für sich selber". Dies ist vor allem in den Gebeten und in der Stille in den Gebeten der Fall, dort kann die Person persönlich Kraft tanken. Sie ist danach "deutlich entspannter", es trägt sie "leichter durch den Alltag" (Abs. 22). Der Ort ist etwas Besonderes: "[A]lso son Ort wie Taizé hab ich davor noch nie gehabt." Der "Punkt" ist, dass man dort recht einfach neue Leute kennen lernen kann, "tiefgründige" Gespräche führen kann, aber sich auch Zeit für sich nehmen kann, wenn man will. Das ist ein Kontrast zum stressigen Alltag, in dem man sich nicht die Zeit nimmt, über das Leben nachzudenken (Abs. 58). Die Fahrt ist von der Kirchengemeinde organisiert und von dieser abhängig ("wenn sie mich lassen" (Abs. 60), "dass sie sagen 'nein du darfsch nicht mehr'" (Abs. 64)). In Interview 3 beantwortet die interviewte Person auf die Frage, wo sie ihren Glauben lebt, damit, dass sie „bekennender Taizé-Fan“ ist und immer ein Taizé-Kreuz trägt (Abs. 127f). Sie organisiert in der Seelsorgeeinheit Fahrten dorthin, weil die Jugendlichen das kennenlernen „müssen“ (Abs. 130ff). Das „Müssen“ drückt allerdings keine

Verpflichtung aus, sondern macht deutlich, für wie wichtig die Person dies hält: „Aber nicht als Zwang kennenlernen, sondern als... als Angebot“ (Abs. 136). Dass die Person von Taizé überzeugt ist, machen auch weitere Aussagen deutlich. So sagt sie, dass die Fahrt aus ihrer „Glaubensüberzeugung“ gewachsen ist (Abs. 134) und weist darauf hin, dass sie das einmal monatlich organisierte Taizégebet „natürlich“ nicht als Arbeitszeit aufschreibt (Abs. 140ff). In Interview 4 wird das Taizégebet als etwas genannt, das in der Gemeinde gut läuft (Abs. 117f). Die Person findet es gut, dass die Gemeinde immer mal wieder „Neues“ versucht, wie etwa das Taizégebet (Abs. 118). In Interview 7 sind die Taizégebete die Gottesdienste, welche die Person wahrnimmt, weil ihr die Sonntagmorgen-Gottesdienste zu früh sind (Abs. 29).

„Das Gospelforum“

„Jeder, der Bock hat, kann predigen“

Die Person ist mit dem Ort seit ihrer Kindheit verbunden, da sie bei den Pfadfindern war, welche zum Gospelforum gehören (Abs. 94 und 10). Mit den Erfahrungen bei den Pfadfindern begründet die Person unter anderem, dass ihr Gemeinschaft und der Glaube an Gott wichtiger sind als das Kirchengebäude: „Sobald man halt gebetet hat, war Gott da.“ (Abs. 10) Das Gospelforum ist „sehr, sehr, sehr“ freigläubig, die Menschen halten engagierte Predigten und investieren dafür viel Zeit. Jeder, der "Bock" hat, kann predigen. Die Bibel wird "direkt" auf das Leben übertragen (Abs. 94). Es sind überwiegend junge Leute dort, es ist interaktiv, es gibt große Freundeskreise, mit denen man sich regelmäßig trifft, es gibt Hauskreise, bei denen geredet, gebetet und gegessen wird (Abs. 96). Das private Umfeld der Hauskreise macht die Situation "ganz anders". Es wird gesungen und die Musik reißt mit ("halli-galli"): „Und des is halt doch nochmal was anderes.“ (Abs. 98) Es ist "das krasse Gegenteil" zur katholischen Kirche, weil Dinge nicht so gemacht werden wie schon immer. Es ist eine „ganz andere Einstellung zum Glauben“, sie ist viel öffentlicher und selbstbewusster. Diese wird auch trainiert. Die Gesprächsthemen sind nicht immer explizit religiös, gehen dann aber "trotzdem in die Richtung". Was die Gespräche genau ausmacht, scheint schwer zu sagen zu sein (Abs. 100). Die Menschen sind lockerer und feiern Gottesdienst auch im Keller (Abs. 102). Mittlerweile ist die Person im Gospelforum aber nicht mehr aktiv, weil ihr die katholische Gemeinde dann doch näher war, auch wenn sie nicht genau sagen kann, warum (Abs. 104).

„Die Sternsinger-Aktion“

„Das ist einfach schön“

In Interview 7 ist die Sternsingeraktion ein Ort, an dem die Person ihren Glauben lebt (Abs. 12ff). Dort wird etwas für andere Kinder getan: Das ist "einfach schön". Die Sternsinger werden als ein Ort genannt, an dem Christen ihrem Auftrag, für andere da zu sein, nachkommen. Dies entspricht dem, wie die Person ihren Glauben leben möchte. Dass die Aktion "groß" ist, scheint als Rechtfertigung dafür zu dienen, dass die Aktion der Person

wichtiger ist, als einen Gottesdienst "abzusitzen" (Abs. 15). Die Aktion stellt Kontakt mit prekären Orten her, an die die Person sonst nicht kommen würde, bzw. von denen sie nichts wissen würde (Abs.71). In Interview 3 zeichnet sich die Sternsingeraktion dadurch aus, dass bei ihr Ehrenamtliche aus „normal betuchten Familien“ mitmachen, wohingegen sonst in der Gemeinde vorwiegend Menschen aus der gebildeten Oberschicht engagiert sind (Abs. 90ff).

„Der Elternabend“

„bis halb eins in der Nacht“

Das Ereignis wird als ein Beispiel dafür genannt, dass es den Glauben ausmacht, etwas zurückzubekommen, was man nicht sofort sieht. Das Geschehen macht aus, dass es noch Jahre später von Bedeutung ist, weil eine intensive Beziehung entstanden ist. Es handelt sich um eine sehr persönliche Erfahrung, was unter anderem dadurch deutlich wird, dass die interviewte Person vor der Erzählung nochmal die Anonymisierung des Interviews anspricht. Die berichtete Situation ist zunächst ärgerlich, da die Person von anderen versetzt wurde: Es ist nur eine weitere Person zu dem von ihr organisierten Elternabend gekommen. Dies führt dazu, dass sie sich fragt, weshalb sie sich überhaupt engagiert. Doch dann entsteht überraschenderweise eine intensive Unterhaltung mit der anwesenden Person „bis halb eins in d[ie] Nacht“. Aus der Begegnung wächst in der Folgezeit eine intensive Beziehung, die sich später als wertvoll herausstellt (Abs. 40). Rückblickend denkt sich die Person, dass es damals so sein „musste“ und „ihr Gott“ vielleicht gesagt hat: „Okay, ihr braucht heute einen Abend, ihr müsst euch da mal kennenlernen und miteinander zureden (...) Weil er wird noch eine Zeit haben, wo er dich vielleicht braucht“ (Abs. 40). Die unerwartete Wendung des Abends bildet das Zentrum der Erzählung (ebd.).

„Momente der Hilflosigkeit“

„einfach so als Hilferuf“

Die Situation wird als Beispiel dafür genannt, wann die Person betet. (Abs. 56) In den Momenten der Hilflosigkeit ist die Person verzweifelt. Als Beispiel wird der gestrige intensive Tag genannt, der aufgrund der Wohnungssuche ihres Sohnes stressig war. Sie ist dabei selber stark davon betroffen, wie die Verwendung der ersten Person Plural in der Formulierung "wir haben nur noch 6 Wochen Zeit" deutlich macht. Es herrscht "Zeitdruck". Sie hat dabei öfters gebetet, "aber einfach so als Hilferuf" (Abs. 64). Mit dieser Formulierung wird das Gebet möglicherweise von traditionellen Formen abgegrenzt (Abs. 56).

„Kinder“

„jedes Mal ein kleines Wunder“

Das Leben mit den eigenen Kindern wird als einer der Orte genannt, an denen etwas Christliches passieren würde, auch wenn es keine Kirche gäbe (Abs. 12): Wenn man mit den „Kindern irgendwo is und sieht auch wie glücklich die sind. Oder wie unbeschwert die sind und ja. Das sind ein Stück solche Sachen, wo man sich darüber freut. Und dann denkt man ja auch, dann is man schon irgendwie in diesem Glauben, dass es auch dadurch auch alles so verläuft, wie es is.“ (Abs. 15) In Situationen mit ihren Kindern erlebt die Person etwas von Bedeutung (Abs. 20f). Mit Kindern erlebe man jedes Mal ein „kleines Wunder“, wenn sie mit etwas um die Ecke kämen, das man gar nicht erwartete hätte oder wenn sie etwas Überraschendes sagten. Solche Situationen sind für die Person „schöne Erlebnisse“ und „sehr von Bedeutung“. Es sei etwas „Anderes“ als zum Beispiel Bungeejumping, weil es „von Herzen kommt“ (Abs. 21).

„Frauenfrühstück“

„wirklich richtig, richtig ermutigend“

Von dem Ereignis wird auf die Frage hin berichtet, wann die Person zum letzten Mal die Gegenwart Gottes besonders gespürt hat (Abs. 34). Das Geschehen spielt sich beim Frauenfrühstück in der Gemeinde ab. Dort hält eine Referentin einen Vortrag, dessen Inhalt „wirklich richtig, richtig“ ermutigend ist. Die Botschaft des Vortrags wird wie folgt zusammengefasst: „[D]ass man einfach diese Bedingungen, die oft so menschlich sind, so konstruiert sind ‚du musch des tun, des tun, des tun, damit du...‘ Aber letztendlich isch es wirklich... hat sie einfach nochmal rübergebracht ‚wir kommen nackt, wir gehen nackt und alles, was dazwischen isch, isch wirklich Gnade.“ (Abs. 35) Die Aussagen rufen in der interviewten Person ein intensives Gefühl von Freiheit hervor: „Des war mir heute Morgen nochmal so, ja ... wo ich gedacht hab, boah, das war eine Freiheit in mir!“ (ebd.) Die Quintessenz der Erfahrung scheint zu sein, dass wir keine Marionetten seien und uns sowohl für als auch gegen ein Leben mit Gott entscheiden könnten (ebd.).

„Der Abenteuerspielplatz“

„wo sich Leute umeinander sorgen, da ist für mich gelebtes Evangelium“

Der Abenteuerspielplatz oder auch das Kinderferienprogramm wird in mehreren Interviews erwähnt. In Interview 10 wird der Abenteuerspielplatz als ein Projekt beschrieben, an dem sich die Person mit „Herzblut“ beteiligt. Es ist für sie etwas Besonderes, weil ein großer Teil ihres Freundeskreises dabei ist und es einen „krasse[n] Zusammenhalt“ unter den Betreuern gibt (Abs. 3). Das Wir-Gefühl wird auch im Weiteren nochmal betont und scheint besonders wichtig (Abs. 6). Zudem macht die Arbeit mit den Kindern Spaß und auch alle Beteiligten, die

aus verschiedenen Kontexten kommen, haben Spaß dabei. Ein weiterer Charakter, der den Spielplatz besonders macht, ist, dass die Kinder über 2 Wochen gemeinsam Bauwerke gestalten, die sie dann selber bespielen können (Abs. 6). Nach der Einschätzung der interviewten Person schätzen es die jungen Familien besonders, dass sie ihre Kinder mitnehmen und sich trotzdem ehrenamtlich engagieren können (Abs. 48). Das Projekt hat nichts mit dem Glauben der interviewten Person zu tun (Abs. 29f). In Interview 8 wird das Sommerferienprogramm als ein Ort erwähnt, an dem das Leben blüht, beziehungsweise etwas Positives gelebt wird (Abs. 16f). Vor allem wird erwähnt, dass die Ehrenamtlichen sich mit Leidenschaft einbringen und einige Eltern auf eine Betreuung der Kinder angewiesen sind. Es ist eine der Veranstaltungen der Gemeinde, die den Leuten gut tut (Abs. 17). Auch in Interview 3 wird der Abenteuerspielplatz auf die Frage hin erwähnt, wo etwas Gutes passiert (Abs. 59ff). Es wird beschrieben, dass dort „ganz viele Ehrenamtliche“ und „400 Kinder“ mitmachen (Abs. 62). Die Plätze sind innerhalb weniger Stunden vergeben, „weil’s gut is“ (Abs. 64). Die Aktion ist zwar „profan“, kann aber von der interviewten Person gut nach dem Evangelium gedeutet werden, weil Begegnung geschieht und sozial schwache Familien die Möglichkeit haben, kostenlos teilzunehmen und ihren Kindern etwas Abwechslung zu bieten (Abs. 68). Insbesondere aufgrund des caritativen Charakters kann man es im Licht des Evangeliums deuten: „Also ich finde, da wo ... wo's was Caritatives gibt, wo sich Leute um einander sorgen, da is für mich gelebtes Evangelium. Ob die das wissen, dass sie das tun, das weiß ich nicht. Das is ja auch meine Interpretation.“ (Abs. 72)

„Der Verein mit witzigem Namen“

„dort kann jeder mitmachen, der möchte“

Der Verein wird in Interview 10 auf die Frage hin genannt, ob der Person ein Ort einfällt, den sie unterstützenswert oder wichtig findet (Abs. 37). Der „Verein mit witzigem Namen“ wird erwähnt, da die Person von ihm tatsächlich etwas mitbekommt, obwohl sie noch nicht so lange vor Ort lebt. Der Verein organisiert jedes Jahr eine Vernissage mit einem „abgefahrene[n] Motto“, bei der jeder mitmachen kann, der möchte. Auch gibt es einmal im Jahr ein großes Fest, bei dem lokale Bands mit einbezogen werden. Die Veranstaltungen des Vereins haben einen kulturellen Bezug. Der Verein gestaltet den Ort auch mit Kunstwerken wie etwa Figuren im Kreisverkehr (Abs. 40). Die Person hat den Verein über Bekannte kennengelernt (Abs. 42).

„Gender“

„Also da krieg ich echt Angst (...) in so ner Gesellschaft will ich eigentlich ned leben.“

Das Thema Gender kommt in Interview 9 bei der Frage auf, was die Person beschäftigt, wenn sie über Gesellschaft und ihren Glauben nachdenkt (Abs. 100). Die Person macht deutlich, dass sie das Thema sehr beschäftigt: „Also was mir gerade richtig Mühe macht und Sorge macht,

isch dieses Gendermainstream. Finde ich ganz, ganz schlimm.“ (Abs. 101) Konkret fürchtet sie, dass ihren Enkeln „irgendwann mal beigebracht wird, dass es absolut okay isch, dass man zwei Mamas oder zwei Papas hat“ (ebd.). Die Beschäftigung mit dem Thema ist eng mit ihrem Glauben verknüpft. So nimmt sie Bezug auf die Bibel und äußert, dass Gott nur Mann und Frau „hat“ (ebd.). Allerdings spricht sie kurz vorher darüber, dass sie in ihrer Familie oft überhaupt nicht die klassische Frauenrolle übernimmt: „Des war wirklich schon immer so dieses Basteln, Basteln, ganz schrecklich. Vorlesen musste immer mein Mann machen.“ (Abs. 87) Obwohl auf der Überzeugungsebene eine klare und höchst emotionale Ablehnung des Gender-Diskurses zum Ausdruck kommt, werden in der eigenen Praxis flexible Geschlechter-Rollenbilder gelebt und damit ein zentrales Anliegen der Gender-Debatte umgesetzt.

2.3. Ereignisqualitäten evangeliumsrelevanter Orte

2.3.1 Vorbemerkungen

Bei der Formulierung des Interviewleitfadens wurde auch auf säkulare Übersetzungen des Evangeliumsbegriffs zurückgegriffen, um Impulse für Erzählungen von evangeliumsrelevanten Orten zu setzen. Das im Folgenden aus dem Interviewmaterial herausgearbeitete Charakteristikum der Relevanz weist gewisse Ähnlichkeiten zu den im Voraus artikulierten und in den Interviewleitfaden aufgenommenen Übersetzungen auf. Um zu verdeutlichen, dass die folgenden Ergebnisse nicht durch die gewählten Fragestellungen in den Interviews vorbestimmt sind, scheint es angebracht, einige Bemerkungen zu diesen Ähnlichkeiten voranzustellen.

In den Interviews wurde in variierenden Formulierungen insbesondere danach gefragt, was die interviewten Personen im Glauben beschäftigt und wo ihr Glaube wichtig wird. Darüber hinaus wurde ab Interview 6 explizit die Frage nach persönlich bedeutsamen Ereignissen eingefügt. Da diese Fragen bereits eine Verbindung von Evangelium und persönlicher Relevanz unterstellen, muss gefragt werden, ob das aus dem Interviewmaterial herausgearbeitete Charakteristikum der Relevanz auf ebenjene Unterstellung in der Fragestellung zurückzuführen ist. Eine genaue Betrachtung der Interviews zeigt, dass hier keine Abhängigkeit besteht. Das Charakteristikum der Relevanz wird im Auswertungsprozess aus Interviewpassagen erarbeitet, die nicht im Zusammenhang mit den einschlägigen Fragen stehen. Beispielhaft bietet sich eine Betrachtung der Passagen in Interview 7 und 1 an. Die aus Interview 7 für die Kategorie der Relevanz herangezogene Stelle findet sich im Absatz 40 und ist in die Erzählung darüber eingebunden, dass Glaube sich dadurch auszeichnet, dass man etwas zurückbekommt (Abs. 38). Diese Erzählung wiederum steht im größeren Kontext der Frage, wie die interviewte Person mit der Kirchengemeinde in Kontakt gekommen ist (Abs. 35). Die Impulsfrage, welche nach Ereignissen persönlicher Bedeutung fragt steht in einem ganz anderen Kontext (Abs. 18). Zudem wird in der Impulsfrage nach Ereignissen gefragt, welche für die interviewte Person selber von Relevanz sind, wohingegen in der einschlägigen Erzählung die Relevanz für eine andere Person gegeben ist. In Interview 1 stellt sich die Sachlage ähnlich dar. Dort steht die zur Auswertung herangezogene Stelle am Anfang des

Interviews (Abs. 9-11) und ist eine direkte Antwort auf die Anfrage-Email, in der bewusst keine theologische Übersetzung des Evangeliumbegriffs verwendet wurde. Diese exemplarischen Ausführungen sollten genügen, um zu zeigen, dass keine problematische Zirkularität im Forschungsprozess vorliegt. Die Ähnlichkeit zwischen einigen Forschungsergebnissen und den an anderer Stelle im Forschungsprozess gemachten Voraussetzungen lassen sich vielmehr als Bestätigung und empirische Schärfung der Paraphrasierungen des Evangeliumbegriffs verstehen.

2.3.2 Befreiende Potenzialität

Die Kategorie der Potenzialität beschreibt ein positiv konnotiertes, dynamisches Moment evangeliumsrelevanter Orte. Es ist mit konkreten Verwirklichungsmöglichkeiten verbunden, besitzt diesen gegenüber aber eine gewisse Eigenständigkeit. So sind in Interview 3 die ökumenische Verbundenheit und das Singen von Taizéliedern die Dinge, die konkret verwirklicht werden. Gleichzeitig zeigt die allgemeine Formulierung „es is ganz viel möglich“, dass das dynamische Moment selbst von Relevanz ist (Int. 3, Abs. 209). Auch eine Stelle in Interview 1 lässt sich in dieser Perspektive lesen. Dort wird der Erfolg der Veranstaltungen mit dem nigerianischen Sommerpfarrer unter anderem darauf zurückgeführt, dass man das Gefühl hat, etwas bewegen zu können: Was genau bewegt werden kann wird nicht erwähnt, nur, dass wohl etwas zum Besseren verändert wird (Int. 1, Abs. 61). Das Moment der Potenzialität zeigt sich in den Interviews sowohl in subjektiven Freiheitsgefühlen als auch unter der Perspektive eines ermöglichenden Kontextes.

Der Aspekt der Freiheit wird zum Beispiel in Interview 9 explizit beschrieben. Bei der Beschreibung einer Situation, in welcher die interviewte Person Gottes Gegenwart besonders gespürt hat, berichtet sie von einem eindrücklichen Gefühl von Freiheit: „[B]oah das war eine Freiheit in mir! Wir sind keine Marionetten, die von oben irgendwie bewegt werden. Wir können einfach sagen, ‚ja ich will mit dir leben oder ned. Such dir jemand andersch‘.“ (Int. 9, Abs. 35) In Interview 6 wird implizit von gelebter Freiheit berichtet, welche die Person in Taizé erfährt:

„[W]enn ich auf die Leute grade Bock hab, dann kann ich mich einfach dazustellen und mitreden. Teilweise über ziemlich tiefgründige Themen, obwohl ich die Leute gar nicht kenn. Und wenn ich meine Ruhe will, dann geh ich einfach irgendwo anders hin.“ (Int. 6, Abs. 58)

Auch im Zuge der Erzählung vom Gospelforum wird die freiheitliche Dynamik hervorgehoben: „Da machts auch nicht mehr der Pfarrer, sondern da machts halt irgendwer, der grad Bock dazu hat.“ (Int. 6, Abs. 94) Dass Potenzialität durch den Kontext entsteht, wird insbesondere in Interview 3 explizit gemacht, wenn beispielsweise über die Relevanz des Kirchenraumes gesprochen wird. Es wird deutlich, dass Handlungen durch den Kontext - im konkreten Fall durch den Kirchenraum - ermöglicht werden:

„[A]ber die brauchen, glaube ich, diesen Ort Kirche. ‚Ich kann da hingehen, eine Kerze anzünden oder auch nicht.‘ Und da haben wir dann nochmal gemerkt, wie elementar wichtig der Kirchenraum an sich ist.“ (Int. 3, Abs. 209)

Besonders anschaulich wird die Verwobenheit von Freiheit und ermöglichendem Kontext am Beispiel des Erntebittgottesdienstes. Die räumliche Weite des Ortes wird direkt mit einer darin liegenden Dynamik in Verbindung gebracht: „[E]s hat was von Weite und es ist ganz viel möglich“ (Int. 3, Abs. 209). Auch in anderen Interviews lässt sich diese Verschränkung entdecken: In Interview 9 wird das Gefühl der Freiheit durch den Input einer Referentin ermöglicht (Int. 9, Abs. 35) und die erlebte Freiheit in Taizé, von der in Interview 6 gesprochen wird, ist eben die Ereignisqualität dieses konkreten Ortes:

„Also, da ... aber da. Ich glaub das ist wirklich ein Ausnahmefall. Ich glaub wirklich, dass es sonst ... also sonst Ort wie Taizé, hab ich davor noch nie gehabt.“ (Int. 6, Abs. 58)

Die Potenzialität, die hier als Charakteristikum evangeliumsrelevanter Orte vorgestellt wird, geht weder in dem Aspekt der Ermöglichung noch in subjektiver Freiheit auf. Sie bezeichnet ein positiv orientiertes Moment von Möglichkeit, welches sowohl in passiver als auch in aktiver Perspektive thematisiert wird.

2.3.3 Persönliche Relevanz

Die Kategorie „Relevanz“ beschreibt, dass sich evangeliumsrelevante Orte dadurch auszeichnen, dass dort etwas passiert, was von existenzieller Bedeutung ist. Dieser Aspekt wird zum Beispiel in Interview 1 deutlich, wenn die Person davon spricht, dass die Feldkreuze ihr am Herzen liegen, weil sie gemerkt hat „wie wichtig es den Leuten ist“ (Int. 1, Abs. 9). In Interview 4 zeigt sich eine ähnliche Perspektive. Dort wird der Gemeinderat als Ort gelebten Glaubens qualifiziert, indem betont wird, wie wichtig es der Person in diesem Kontext war, Dinge zu entwickeln, die den Menschen wichtig sind (Int. 4, Abs. 93-96). Bei beiden Beispielen wird deutlich, dass sich die Relevanz evangeliumsrelevanter Orte sowohl auf andere als auch auf die erzählende Person selbst beziehen kann. Der Relevanz-Charakter zeigt sich auch darin, dass die interviewten Personen in Bezug auf evangeliumsrelevante Orte von Krisen, von Scheitern aber auch von Gebet und Ermutigung sprechen, Ereignisse, welche sich alle dadurch auszeichnen, dass sie Personen existenziell betreffen. Wie sich die persönliche Relevanz evangeliumsrelevanter Orte durch ihre Verstrickung mit Krisen zeigt, wird etwa in Interview 1 deutlich, in dem die Person die evangeliumsrelevanten Spaziergänge zu den Feldkreuzen als Antwort auf herausfordernde Situationen in ihrer Klasse beschreibt:

„[D]as schlimmste Erlebnis das ich da in der Schule hatte mit ner Klasse, (...) da war ne Schülerin, also wir sind, bleiben wir grad mal da geschwind stehen, da kann ich Ihnen das zeigen, die war leukämiekrank, (...) so um die Faschingszeit rum, hatte sie einen Rückfall und die Klassenkammerden haben das erfahren, praktisch vor der Relistunde, und dann saßen die heulend in der Relistunde, (...), und dann, hab ich gedacht was

machst du jetzt mit denen? (...) [U]nd dann bin ich einfach immer mit denen raus (...)"
(Int. 1, Abs. 11)

In Interview 7 zeigt sich ein ähnliches Bild. Dort wird eine Beziehung unter anderem deshalb als glaubensrelevant beschrieben, weil eine Person in einer existenziell schwierigen Situation dankbar für sie ist (Int. 7, Abs. 40). Die Erzählungen des Scheiterns unterscheiden sich von denen über Krisen dadurch, dass in ihnen die Situation nicht positiv gewendet wird. Nichtsdestotrotz steht im Hintergrund der Erzählungen eine Vorstellung dessen, wie es eigentlich sein sollte, auch wenn dies nicht immer explizit gemacht wird. Das Bestehen darauf, dass es anders sein sollte, zeigt die Relevanz der Situationen und macht verständlich, weshalb diese als evangeliumsrelevante Orte genannt werden. So wird etwa in Interview 5 davon berichtet, dass nur sehr wenige Leute in der Kirche sind (Int. 5, Abs. 50) oder in Interview 3 wird bedauert, dass der Gemeinde nichts Fruchtbares einfällt, um eine innerliche Auseinandersetzung mit dem Evangelium zu befördern (Int. 3, Abs. 271-277). Ebenso wird von Nachwuchsmangel (Int. 6, Abs. 82), dem Scheitern theologischer Thematisierungen in der Jugendarbeit (Int. 6, Abs. 84-86) oder von zwischenmenschlichen Konflikten (Int. 9, Abs. 61) berichtet.

Eine weitere Form, in der der Relevanz-Charakter evangeliumsrelevanter Orte deutlich wird, sind die Erzählungen über Gebete. Diese erscheinen zum einen im Kontext von Krisensituationen, wie etwa in Interview 7, in dem von einer persönlichen Form des Gebets als Hilferuf berichtet wird (Int. 7, Abs. 64). Zum anderen wird beschrieben, wie das Gebet Kraft für den Alltag gibt:

„Vor allem in den Gebeten. Und die haben da diese Stille in jedem Gebet. Und das ist einfach was, wo ich persönlich Kraft tanken kann, auch für die kommende Zeit dann. Also ich bin deutlich entspannter und.. mich trägt's leichter durch den Alltag.“ (Int. 6, Abs. 22)

In beiden Fällen zeigt sich das Gebet als Akt großer persönlicher Bedeutsamkeit. Der Relevanz-Charakter beschreibt, dass Orte, die Menschen mit dem Evangelium verknüpfen für einzelne oder mehrere Personen von großer persönlicher Bedeutung sind.

2.3.4 Überschreitende Resonanz

Die Kategorie der „Resonanz“ beschreibt, dass evangeliumsrelevante Situationen sich oft dadurch auszeichnen, dass sie von Menschen positiv rezipiert werden bzw., dass Menschen an ihnen teilnehmen. Eine typische Erzählung, die diesen Aspekt verdeutlicht, findet sich etwa in Interview 3:

„Und wir haben die Kirche bewusst geöffnet und haben's auch allen so verkündet: ‚Wer an diesem Tag einen Ort braucht‘, der ist eingeladen. Natürlich ist unsere Kirche immer auf. Aber wir haben's nochmal gezielt gesagt. Und es kamen Leut in diese Kirch /auffällig im Dialekt/.“ (Int. 3, Abs. 207)

Auch bei der Erzählung über den Erntebittgottesdienst wird die positive Rezeption desselben betont. (Int. 3, Abs. 6) Auffällig ist, dass Ereignisse vor allem dann als evangeliumsrelevant beschrieben werden, wenn Menschen an ihnen teilnehmen, die nicht zum üblichen Teilnehmerkreis gehören. Das gilt zum Beispiel für die Veranstaltungen mit dem nigerianischen Sommerpfarrer: „[W]as auch immer auffällig ist, ist bei uns wenn, wenn der nigerianische Sommerpfarrer da ist da kommen Leute in die Kirche die, ja sonst eher nicht kommen (...).“ (Int. 1, Abs. 61) Das Motiv tritt auch in Interview 3 auf, wobei es dort noch verschärft wird, es scheint fast so, als sei die Teilnahme der „Kerngemeinde“ weniger wichtig. Insbesondere die Wortwahl „denen“ legt eine Abwertung nahe: „Katholiken kommen nicht alle aus der Kerngemeinde, weil denen fehlt dann die Eucharistiefeier. Aber dafür kommen dann andere die kommen und sagen ‚Oh cool, dass das geht‘ (...).“ (Int. 3, Abs. 209)

2.3.5 Gelebte Gemeinschaft

Das wohl am häufigsten auftretende Charakteristikum evangeliumsrelevanter Orte lässt sich unter der Kategorie „Gemeinschaft“ zusammenfassen, welche auch als Moment sozialer Harmonie oder Beheimatung beschrieben werden kann. Gemeinschaft wird in zahlreichen Erzählungen implizit oder explizit als Eigenschaft evangeliumsrelevanter Orte genannt. So wird in Interview 5, die Bedeutung der Kirchengemeinde primär dadurch begründet, dass sie es ermöglicht gemeinsam Gottesdienst zu feiern oder gemeinsam eine Prozession zu organisieren, wobei in den Erzählungen die gemeinsame Vorbereitung und nicht die Veranstaltungen selber im Fokus liegen (Int. 5, Abs. 48). Aber auch private Orte von Gemeinschaft werden als Orte qualifiziert, an denen etwas Christliches passiert:

Ja selbst wenn das zuhause is, wenn man jetzt ehm, sag ich mal, miteinander gut auskommt und ehm ein positives Leben hat, denk ich mir mal in dem Sinn oder irgendwie keine großen ... ja also heutzutage weiß man es ja auch nicht. Z.B. auch ehemäßig wie das immer als da ... jeder zweite scheidet sich irgendwie oder streitet sich. Gut, dieser Streit gehört auch, glaub ich, immer so dazu, aber ich denke mal so, wenn ehm, alle gesund sind, wenn alles so gut is, dann denk ich mal schon, dass es dann schon, dass es son Glauben oder son ... gerade das is, was son bisschen die Kirche ausmacht oder dieses ... genau.“ (Int. 8, Abs. 13)

Dass gerade auch persönliche Beziehungen wichtig sind, wird auch in Interview 7 deutlich, wobei sich die hier im Vordergrund stehende Beziehung unter anderem dadurch auszeichnet, dass sie sich in einer Krisensituation als unterstützend herausstellt. An weiteren Stellen wird auch auf weitere Qualitäten von Gemeinschaft eingegangen. So wird ebenfalls in Interview 5 betont, dass sich die Gemeinschaft dadurch auszeichnet, dass man sich untereinander hilft, ohne dies plakativ nach außen zu tragen. (Ebd.) In Interview 6 wird unter anderem der Spaß betont (Int. 6, Abs. 92); Und in Interview 9 werden insbesondere geschwisterliche Liebe und Vergebungsbereitschaft hervorgehoben:

„Es menscht einfach. Aber dass man sich dann wirklich in dieser geschwisterlichen Liebe, auf die man sich dann wirklich wieder besinnt, auch wirklich vergibt, auch wirklich sagt, ‚du da hasch mich da total irgendwas getan oder verletzt oder wie auch immer, aber lass uns darüber sprechen, ich möchte dir vergeben‘. Und des hab ich eigentlich noch nie irgendwo erlebt.“ (Int. 9, Abs. 45)

Dass gerade Gemeinschaft Kirche einzigartig ausmacht, wird auch in Interview 6 herausgestellt:

„Und, ja ... aber des sind, wo ich sagen würde, es gibt grad Punkte wie Gemeinschaft und so wo sich ... des kann niemand anderes übernehmen, sag ich mal. Also von den Organisationen, die ich jetzt kenn. Ehm, weils einfach ja ... es is nicht möglich.“ (Int. 6, Abs. 74)

In ähnlicher Weise wird in Interview 7 die erlebte Gemeinschaft betont, wobei hier vermutet wird, dass diese Gemeinschaft prinzipiell auch in anderen Vereinen möglich ist:

„Und ich find grad in der Kirche wars jetzt das erste Mal hier, dass ich so erlebt hab, oh, man wird einfach mit offenen Armen aufgenommen und man gehört einfach dazu und daher bin da ja, so sag ich jetzt mal, ein bisschen hängengeblieben. Ehm, aber ich denk es gibt generell bestimmt auch in anderen Vereinen als jetzt die Kirche, wo man des vielleicht ja auch erlebt.“ (Int. 7, Abs. 33)

Auch die Betonung, dass an evangeliumsrelevanten Orten Gemeinsames wichtig ist, lässt sich unter der Perspektive von Gemeinschaft lesen: So ist in Interview 3 die Vorbereitung des Erntebittgottesdienstes ein Ort „gelebten Evangeliums“, weil dort nicht das, was unterscheidet, sondern das, was verbindet zählt (Int. 3, Abs. 209). Und in Interview 9 zeigt sich die gegenseitige Bezogenheit von Gemeinschaft und Gemeinsamkeit pointiert in der Formulierung, dass die Gemeinde sich dadurch auszeichnet, dass die Menschen dort das „gleiche Fundament“ haben (Int. 9, Abs. 13).

2.3.6 Ermöglichende Diakonie

Die Kategorie des „Diakonischen“ beschreibt, dass in den Interviews das Evangelium dort vermutet wird, wo sich Menschen um andere Menschen kümmern. Im Unterschied zum Gemeinschafts-Aspekt ist diese Zuwendung im Normalfall als solidarisch Hilfe gemeint. Es fällt auf, dass Caritatives sehr direkt mit Evangelium oder Christ*insein verknüpft wird. Besonders deutlich ist dies in Interview 3: „Also ich finde, da wo der Blick auf soziale Projekte gewendet wird, da lebt Evangelium.“ (Int. 3, Abs. 68; ähnlich auch in Abs. 72) Aber auch in anderen Interviews wird „für andere da sein“ direkt mit Kirche (Int. 6, Abs. 74) oder Christ*insein (Int. 7, Abs. 15) in Verbindung gebracht, wobei mitschwingt, dass das „Da-Sein“ in gewisser Weise „einfach“ ist, dass es bloß einen Rahmen setzt, der ermöglichend wirkt. Im Blick des sozialen Engagements sind insbesondere arme Menschen und auch Geflüchtete.

„(...) [W]os eben für die Ärmsten der Armen was gibt und so also ... und eh oder Kleiderkammern wie man sie jetzt eingerichtet hatte, für die Flüchtlinge, wie die so häufig kamen vor 2 Jahren in dieser großen Zahl. Des sind schon ... eh Aktionen und Initiativen, die ... die viel mit dem Evangelium zu tun haben.“ (Int. 5, Abs. 20)

Es sind primär Orte caritativen Engagements, die auch außerhalb der gemeindlichen Kirche als Orte des Evangeliums identifiziert werden:

„(...) [I]ch denk jetzt mal an den Arbeitskreis Asyl, der ist von der Stadt initiiert und von der AVO und von den Stellen die es halt machen müssten auch von Haus aus ehm, aber was da läuft, das sind jetzt nicht, vielleicht nicht alles Christen, keine Ahnung aber was die Menschen dort machen ist für mich halt das was, ja was christliches Leben ausmacht, nämlich sich um andere kümmern ehm, Beziehungen schaffen, ganz viel Zeit investieren, Kraft investieren“ (Int. 1, Abs. 25)

Obwohl die Aspekte Caritatives und Gemeinschaft oft gut unterschieden werden können, sind die Übergänge in einigen Aussagen auch fließend:

„Zu Beispiel, das ist für mich schon christliches Leben ehm, im Prinzip auch, ehm in der Schule wo ich gearbeitet hab, ehm, ja wenn man sich da kümmert um Kinder, manchmal auch um Eltern, die nicht mehr weiter wissen oder zum Teil um Kollegen, es ist dieses Zusammenleben zwischen Menschen ist für mich schon auch was christliches Leben ausmacht, auch wenn nicht unter diesem ja, wie sagt man unter dieser Organisation“ (Int. 1, Abs. 27)

2.3.7 Unverfügbare Ereignishaftigkeit

Die Kategorie „Ereignishaftigkeit“ wird in den Interviews als ein unverfügbares Moment evangeliumsrelevanter Orte beschrieben: Es ereignet sich etwas Positives, das nicht vorhersehbar noch machbar war. So wird die Unvorhersehbarkeit etwa in Interview 7 beschrieben, wenn erzählt wird, dass Glaube sich dadurch auszeichnet, dass man etwas zurückbekommt, was man nicht gleich absehen kann. Bekräftigt wird dies durch Erzählung einer persönlichen Glaubenserfahrung, in der die Unvorhersehbarkeit der Ereignisse im Mittelpunkt steht:

„Und ich saß dann nachher nur noch mit diesem Papa da und hab mich an diesem Abend so geärgert, dass die anderen mich versetzt haben. Und hab gedacht "oh, is alles kacke irgendwie. Warum mach ich das eigentlich? Hocke hier mit einem Hansel hier rum und ...". Wir hatten uns aber Ewigkeiten unterhalten, also ich glaub wir, bis um halb eins in der Nacht, saßen wir da. (...) Wir haben uns wirklich super verstanden. Und dann als des dann passiert is, war ich dann auch diejenige, die auf ihn zugegangen ist. Und er ganz dankbar dafür war, oder heute auch noch ist, mich da kennengelernt zu haben. Und des is jetzt ja z.B. so etwas, was ich denk, des is vielleicht des, was ich jetzt so - wie soll ich sagen? - von dem Glauben zurückbekomme, wo ich denk, des musste

damals so sein. Also mein Gott hat damals vielleicht gesagt "ok, ihr braucht heute einen Abend, ihr müsst euch da mal kennenlernen und miteinander zureden" sag ich mal. "Weil er wird noch eine Zeit haben, wo er dich vielleicht braucht". (Int. 7, Abs. 40)

Auch in Interview 8 wird das Unerwartete als evangeliumsrelevanter Orte pointiert beschrieben: „(...) [D]a erlebt man jedes Mal irgendwie ein kleines Wunder, wenn dann das Kind mit irgendwas um die Ecke rumkommt, wo man jetzt vielleicht gar nicht so damit rechnet.“ (Int. 8, Abs. 21). Die Nicht-Machbarkeit akzentuiert ein etwas anderes Moment der Ereignishaftigkeit evangeliumsrelevanter Orte: Manchmal ist es nicht möglich (Int. 1, Abs. 11) oder nicht nötig (Int. 4, Abs. 74) viel zu machen. Die Akzeptanz dieser Tatsache zeichnet in dieser Situation eine adäquate Handlung aus. In dieser Hinsicht sind evangeliumsrelevante Orte von einer gewissen Einfachheit gekennzeichnet: „Also wer hat bitteschön Geld außer die Kirche, um Leute zu bezahlen, dass sie einfach nur da sind. Also für Menschen.“ (Int. 6, Abs. 74)

2.3.8 Bezeugende Normativität

Die Normativität evangeliumsrelevanter Orte zeigt sich darin, dass Menschen sich dort für eine Sache in besondere Weise einsetzen, „Kraft investieren“ (Int. 1, Abs. 25), oder sich zu etwas „bekennen“ (Int. 4, Abs. 36) Dies geschieht des Öfteren auch gegen Widerstände (Int. 1, Abs. 25-27). In letzteren Fällen scheint der Einsatz besonders eng mit dem Christsein verknüpft, wie in Interview 4:

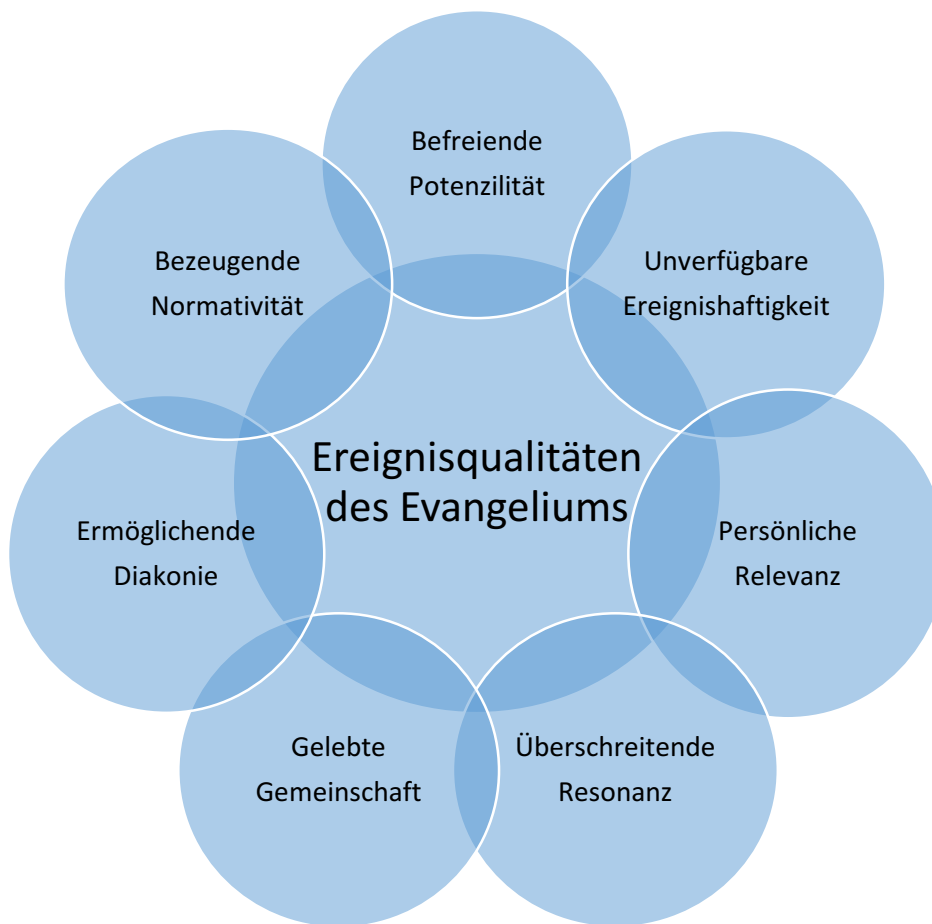
„Da kommen einem natürlich immer mal wieder solche Gedanken, solltest das.. dich da jetzt reinknien oder sollst du dich mit dem streiten oder? Ja und dann komme ich immer wieder zu dem Ergebnis ja, also als Christ kann das nicht anders sein. Ich muss.. ich muss mich da einmischen.“ (Int. 4, Abs. 96)

Inhaltlich ist das Engagement oft als Hilfe für Bedürftige gefüllt, (Int. 4, Abs. 36) teilweise ist aber auch nur das Bekenntnis an sich wichtig (Int. 4, Abs. 100). Die Normativität an evangeliumsrelevanten Orten zeigt sich darüber hinaus auch in einer Art Verkündigungsauftrag:

„Und ich hab nen Auftrag. Die Frohe Botschaft verkünden. Deswegen dürfen Gottesdienste mit Kindergarten nie langweilig oder trist oder so sein. Und das möchte ich auch ... das tu' ich auch, durch mein Auftreten, meinen Strahlen, mein Erzählen ... rüberbringen. Ehm, joa. Also ich versuche das so als Haltung zu leben. Aber das gelingt nicht immer /kichern/. Manchmal is es schwere Arbeit ... die Frohe Botschaft und den Auftrag nicht zu vergessen und sich nicht entmutigen zu lassen.“ (Int. 3, Abs. 146-162)

Auf ähnliche Weise wird auch in Interview 9 davon gesprochen, dass die Arbeit mit Geflüchteten ein Ort christlichen Handelns ist, weil von der Liebe Jesu Christi erzählt werden kann. (Int. 9, Abs. 23)

2.3.9 Überblick



2.4. Zum Verhältnis von Fluidität und Konstanz

Die Frage nach dem Verhältnis von Fluidität und Konstanz ist eine Frage nach dem Kontext evangeliumsrelevanter Ereignisse: Inwiefern ereignen sie sich in unregulierten, spontanen Situationen, inwiefern sind sie von gesellschaftlich institutionalisierten, festen Erwartungskontexten abhängig? Ein Blick in das Datenmaterial zeigt, dass sich die Kontexte evangeliumsrelevanter Orte stark voneinander unterscheiden und dass die Einführung einer Unterscheidung sinnvoll erscheint. Bisher wurden die Begriffe des Ortes und des Ereignisses weitgehend synonym verwendet. Dies verdeckt, dass bei den Erzählungen von evangeliumsrelevanten Orten und Ereignissen von konkreten Ereignissen gesprochen wird, die an bestimmten davon in der Analyse unterscheidbaren Orten oder Kontexten stattfinden. Die Nicht-Unterscheidung im Interviewleitfaden ist dadurch gerechtfertigt, dass für die Forschungsfrage sowohl konkrete Ereignisse als auch die Orte und Kontexte, in denen diese stattfinden, von Interesse sind. Im Hinblick auf eine Analyse der Kontexte evangeliumsrelevanter Ereignisse ist eine konsequentere Beachtung dieser Unterscheidung allerdings Voraussetzung: Es müssen die konkreten Ereignisse identifiziert werden, die als

evangeliumsrelevant gekennzeichnet werden, um im nächsten Schritt die konkreten Kontexte dieser Ereignisse herauszuarbeiten, welche nicht einfach mit der Orts- oder Namensnennung identisch sind, sondern alle Bedingungen des Ereignisses umfassen. Diese Bedingungen können abschließend darauf befragt werden, in welchem Grade sie als zeitlich konstant modelliert sind. Folgt man dieser Methodik, lassen sich die Kontexte evangeliumsrelevanter Ereignisse in einem Spektrum verorten, welches von sehr konstanten bis zu sehr fluid-situativen Kontexten reicht.

Beispiele für evangeliumsrelevante Ereignisse mit sehr konstantem Kontext sind das Vermitteln der Botschaft der Gotteskindschaft im Kindergartengottesdienstes (Int. 3) und die Arbeit für Dinge, die den Menschen wichtig sind im Gemeinderat (Int. 4). Sowohl der Kindergartengottesdienst als auch Gemeinderatsitzungen sind institutionalisierte Kontexte, welche regelmäßig stattfinden. Nichtsdestotrotz ist die tatsächliche inhaltliche Gestaltung im Sinne der beschriebenen evangeliumsrelevanten Ereignisse dadurch noch nicht garantiert. Sie ist zwar insbesondere im Falle des Gottesdienstes in einem gewissen Grad präfiguriert, hängt aber doch von den durchführenden Personen ab und verweist auf eine Rest-Fluidität. Ähnliche institutionalisierte Kontexte finden sich bei den Sternsingern (Int. 7), der Taizéfahrt (Int. 6) und der Vorbereitung der Fronleichnamsprozession (Int. 5).

Im Mittelfeld des Spektrums bewegen sich Ereignisse wie der Umgang mit herausfordernden Situationen anhand eines Besuches der Feldkreuze (Int. 1) und die persönlich wichtige Begegnung an einem Elternabend (Int. 7). Als Bedingungen des Feldkreuzbesuches lassen sich vier Faktoren identifizieren: Der institutionalisierte Kontext des Religionsunterrichtes, das Vorhandensein eines Feldkreuzes im öffentlichen Raum, die Gestaltung des Ereignisses durch die Lehrkraft und die unvorhergesehene, herausfordernde Situation. Während die beiden erstgenannten Bedingungen sehr konstant gegebene Bedingungen darstellen, sind letztgenannte recht kontingent. Es ist kaum zu erwarten, dass eine andere Lehrkraft mit der Klasse einen Spaziergang zu den Feldkreuzen durchführen würde, auch die „herausfordernde Situation“ ist keineswegs konstant noch regelmäßig gegeben. In ähnlicher Weise lassen sich auch bei der Begegnung am Elternabend konstante und fluide Bedingungen identifizieren. Der Elternabend findet standardmäßig im Zuge der Sakramentenpastoral der Gemeinde statt. Die Begegnung aber ist gerade nicht Teil der Planung, ebenso wie die weitere Beziehung nicht mehr institutionell vermittelt ist. Weitere Ereignisse, deren Kontexte im ähnlichen Maße konstante und fluide Aspekte umfassen sind die Erfahrung von Gottesnähe im Kirchengebäude (Int. 3) oder die Freiheitserfahrung beim Morgenimpuls (Int. 9).

Evangeliumsrelevante Ereignisse in sehr fluiden Kontexten stellen die Erfahrungen mit den eigenen Kindern (Int. 8) und die Erfahrungen in der Natur (Int. 5) dar. Beide sind Aktivitäten im Raum der Familie und finden somit zwar in einem institutionalisierten, aber in keinem institutionellen Rahmen statt. Weder Zeitpunkt noch Ort sind von Rahmenbedingungen abhängig, die durch eine Organisation bereitgestellt werden. Ähnlich verhält es sich auch bei den Gebeten in Momenten der Hilflosigkeit (Int. 8). Die institutionelle Unabhängigkeit wird dort explizit durch die Abgrenzung von anderen Gebetsformen betont.

2.5. Pastoraler Ausblick

Das Verhältnis von Fluidität und Konstanz im Kontext evangeliumsrelevanter Orte, gibt Anlass über die Rolle kirchlicher Institutionen nachzudenken. Festzustellen ist zunächst, dass der durch kirchliche Institutionen ermöglichte Rahmen für viele evangeliumsrelevante Ereignisse eine wichtige Rolle spielt. Ebenso haben evangeliumsrelevante Ereignisse aber auch Bedingungen, welche nicht institutionell garantiert werden können. Das Evangelium wird dort präsent, wo Situationen für Menschen gewisse Qualitäten annehmen. Dies impliziert aber konstitutiv ein subjektives oder intersubjektives Moment. Aus diesem Sachverhalt folgt, dass nicht notwendigerweise alle kirchlich-institutionellen Vollzüge dauerhaft evangeliumsrelevant sind. Unter der Annahme, dass Kirche die Gegenwart des Evangeliums fördern sollte, ist es daher aufschlussreich die Interviews unter zwei weiteren Perspektiven zu betrachten:

1. Welche kirchlichen Vollzüge werden als weniger evangeliumsrelevant beschrieben?
2. Wie kann Kirche neue evangeliumsrelevante Orte fördern?

2.5.1 Kirchliche Vollzüge und Evangeliumsrelevanz

Selbstverständlich können auch Situationen, welche nicht in den Interviews erwähnt werden evangeliumsrelevant sein. Dies gilt insbesondere, da in den Interviews hauptsächlich nach Orten jenseits der klassischen kirchlichen Orte gefragt wurde. Interessant sind für die Frage nach der Evangeliumsrelevanz institutionalisierter Vollzüge allerdings jene Erzählungen, in denen über kirchliche Vollzüge gesprochen wird, diese aber in einer Art und Weise thematisiert werden, welche sich vom institutionell zugeschriebenen Selbstverständnis unterscheidet. Ein markantes Beispiel hierfür ist die Thematisierung der Fronleichnamsprozession in Interview 5:

„(...) [D]ie Fronleichnamsprozession mit Blument Teppichen. Wir haben hier in Ort 5 hier im alten Ortskern, wir sind zum Teil durchgefahren, gibt es noch den durchgehenden Blument Teppich, 60 cm breit. Und da werden die Blumen drauf, auf grünem Teppich sozusagen Grasteppich, kommen da die Blumen drauf. Und da kommt und sehen sie am Mittwohabend, nächste Woche, wenn's schön Wetter is, des Wetter es zulässt, wenn Sie da durchs Dorf fahren, dann sehen Sie an allen Ecken und Straßen dieser eh, wo der Zug läuft. Eh, sehen Sie Menschen die dort Blument Teppich legen. Und da sind Evangelische dabei. Da sind Katholische dabei. Da sind auch bestimmt Moslems dabei, weil die heute in dieser eh, im alten Ortskern überwiegend oder viele davon wohnen, im alten Ortskern. Die helfen da auch mit. Speziell die Kinder sowieso. Und eh, des is, finde ich, immer ein Erlebnis. Also ehm, wir machen da manchmal, wenn wir da sind mit, sagen wir, oft is natürlich auch ned, wegen den Kinder, aber wenn wir da sind, machen wir gern zu dem Zeitpunkt nen Spaziergang und laufen da durch den Ort. Weil des isch wirklich schön zu erleben. Also und so was geschieht eigentlich nur, wenn es ne Kirchengemeinde vor Ort gibt.“ (Int. 5, Abs. 48)

Sakramententheologisch wäre zu erwarten, dass der liturgisch verdichtete Akt der Prozession eine zentrale Rolle bei der Evangeliumsrelevanz der Fronleichnamsprozession spielt. Auf diese wird in den Ausführungen allerdings nicht eingegangen. Thema ist lediglich die Vorbereitung der Prozession. Sie ist ein „Erlebnis“ und „wirklich schön zu erleben“, weil viele unterschiedliche Menschen gemeinsam den Ortskern gestalten. Auch wird nicht von einer Teilnahme an der Prozession gesprochen, sondern lediglich an der Vorbereitung. Diese Spannung kann Anlass bieten, darüber zu reflektieren, worin die Evangeliumsrelevanz der Fronleichnamsprozession tatsächlich liegt. Es scheint nicht allein die Veranstaltung an sich zu sein, sondern mindestens genauso auch die Beziehungsnetze und Ereignisse, die sich um die Prozession herum entwickeln und diese tragen.

2.5.2 Neue Orte zulassen und fördern

Angesichts der Frage nach der Förderung von evangeliumsrelevanten Ereignissen, ist zwischen evangeliumsrelevanten Ereignissen in fluiden und evangeliumsrelevanten Ereignissen in institutionellen Kontexten zu unterscheiden. Die Bedingungen der ersteren entziehen sich einem direkten Einfluss kirchlich-institutioneller Art. Die Institution kann hier lediglich das Bewusstsein für die Relevanz dieser Orte wachhalten. Bezüglich der Frage wie eine Förderung evangeliumsrelevanter Ereignisse in institutionalisierten Kontexten stattfinden kann, geben zwei in den Interviews erzählte Entstehungsgeschichten Auskunft. Die erste Entstehungserzählung betrifft eine Frauengruppe, welche sich später dem Frauenbund anschließt:

„(...) [W]ir haben da angefangen so ne Gruppe von Leuten, die etwa so alt ist wie ich, als junge Frauen, als Frauentreff als unsere Kinder im Kindergarten waren und klein waren und wir überwiegend nicht berufstätig waren damals, eh haben wir gesagt jetzt machen wir was für uns und der Frauenbund war uns zu alt und da haben wir so ne Frauengruppe gemacht wo wir auch Familienfreizeit und manchmal auch was mit der ganzen Familie gemacht haben“ (Int. 1, Abs. 37)

Festzustellen ist zunächst, dass der Frauentreff nicht aufgrund einer institutionellen Initiative, sondern aus dem fluiden Kontext einer nicht weiter organisierten Gruppe von Leuten entsteht. Dies wird im Weiteren dadurch bestätigt, dass die Initiative als privat bezeichnet wird. Trotzdem spielen auch institutionelle Bedingungen bei der Entstehung eine wichtige Rolle. So stellt die Kirchengemeinde den Rahmen dar, über den sich die Frauen kennenlernen und als dessen Teil sie sich verstehen und die Initiative erhält Unterstützung durch die Pastoralreferentin vor Ort (Abs. 41).

Die zweite einschlägige Entstehungsgeschichte berichtet davon, wie der Erntebittgottesdienst im Grünen fester Teil des institutionell-kirchlichen Vollzuges wurde:

„(...) [D]ann sagten mir, als ich vor 11 Jahren kam, einige meiner Gemeindemitglieder: ‚Du an dem Sonntag komm ich nicht zu dir, ich geh zu dem Gottesdienst ins Grüne.‘

A: Aha /fragend/

B: Ich so: ‚Wie ins Grüne?‘

A: /lachen/

B: Und dann hab ich mit meinem evangelischen Kollegen gesprochen. Hab gesagt: ‚Das hätte ich auch gern‘. Er dann: ‚Ja klar, machen wir ökumenisch.‘ Das läuft seit 10 Jahren ökumenisch.“ (Int. 3, Abs. 8 - 12)

In diesem Fall existiert das evangeliumsrelevante Ereignis des Erntebittgottesdienstes bereits in einem institutionellen Kontext. Es wird aber erst nach dem Hinweis von Gemeindegliedern für die katholische Kirche entdeckt und als Gottesdienst aufgenommen.

Trotz der Unterschiede in den Erzählungen lässt sich aus ihnen eine Perspektive entwickeln, wie die institutionalisierte Kirche Orte des Evangeliums fördern kann: Sie muss immer wieder darauf hören, wo das Evangelium gegenwärtig ist, oder wo es potenziell gegenwärtig sein könnte, um diese Ereignisse oder Orte dann zu unterstützen. Dabei ist sie auf das persönliche Zeugnis der Gläubigen angewiesen, die diese Orte jeweils für sich identifizieren. Entsprechend müssten institutionelle Vollzüge auch darauf ausgerichtet sein, diese Erfahrungen und Perspektiven der Menschen in die eigenen Steuerungsprozesse mit einzubeziehen.

2.6. Zusammenfassung: Kirche vor Ort

In den Interviews zeigt sich ein Teil der Kirche vor Ort, der im Prozessteam nur wenig Beachtung findet: Kirche zeigt sich als ein Netz von qualitativ erlebten Situationen, Orten und Ereignissen, die von den Beteiligten als glaubensrelevant erfahren werden. Die artikulierten Erfahrungsqualitäten lassen sich unter den Stichpunkten „Befreiende Potenzialität“, „Persönliche Relevanz“, „Überschreitende Resonanz“, „Gelebte Gemeinschaft“, „Ermöglichende Diakonie“, „Unverfügbare Ereignishaftigkeit“ und „Bezeugende Normativität“ zusammenfassen. Kirche findet dabei in einem breiten Spektrum von fluiden und stabilen Kontexten statt. Beide Kontexte scheinen für Kirche wichtig zu sein. Es fällt zudem auf, dass die erlebte Signifikanz der Ereignisse nicht immer den institutionalisierten Erwartungen entspricht, die mit den Ereignissen verbunden sind.

3. Beobachtungen zum pastoralen Abschlussbericht

Der Abschlussbericht wurde von den Mitgliedern des Auswertungsteams zunächst unabhängig voneinander gelesen. Anschließend wurden die Ergebnisse zusammengeführt. Sie lassen sich in 7 Punkten zusammenfassen, wobei sich die Punkte 1-3 hauptsächlich auf den Bericht selbst und die Punkte 4-7 auf den Anhang beziehen:

3.1. *Wenig Aussagekraft in Bezug auf netzwerkaffine Ereignisqualitäten*

Die geringe Aussagekraft des Berichtes begründet sich darin, dass der Bericht hauptsächlich Fakten auflistet, ohne diese zu bewerten oder in weiterführende Überlegungen einzubeziehen. Typische stichpunktartige Aussagen sind „Teilnahme am Gottesdienst zum Auftakt des Prozesses“ (S. 8), „Austausch mit den Religionslehrer*innen der örtlichen Schulen“ (S. 11) oder „Entwicklung eines Wegweisers zu sozialen Angeboten“ (S. 13). Der inhaltlich treffende Text vom Fischer und das Lied am Anfang des Berichts (S. 5) wirken kontextlos und bleiben ohne erkennbare programmatische Relevanz für den Bericht. Insgesamt wird sehr wenig über Erfahrungen gesprochen, nur sporadisch wird erwähnt, wie etwas erlebt wurde (S. 9). Beobachtungen werden lediglich erwähnt. So wird beispielsweise in den Erkenntnissen am Ende des Berichts festgestellt, dass „die Gemeindeglieder jeweils noch sehr stark auf ‚ihren eigenen Ort‘ fokussiert sind“ (S. 16), unklar bleibt allerdings, was daraus folgt. Darüber hinaus machen einige Formulierungen den Eindruck, dass sie als stehende Wendungen eher floskelhaft benutzt werden. Beispiele hierfür sind die in Anführungszeichen gesetzte Formulierung „lebendige Ökumene“ (S. 7), die zweifach verwendete Formulierung „durch alle Generationen“ (S. 6), oder auch der konkludierende Abschnitt zum Thema Öffentlichkeitsarbeit:

„Gute und qualifizierte Öffentlichkeitsarbeit ist unabdingbar, um von Gemeindegliedern und Außenstehenden positiv wahrgenommen zu werden. Hierfür werden geeignete Strukturen geschaffen und die bisherigen Standards weiter ausgebaut.“ (S. 13)

3.2. *Unklare Konsequenzen*

Es bleibt unklar, welche Konsequenzen sich aus dem Öffnen „nach außen“ ergeben. Diese Beobachtung stellt einen speziellen Fall der ersten Beobachtung dar. Der Bericht beschreibt verschiedene Aktivitäten, die sich als eine Öffnung der Gemeinde nach „außen“ verstehen lassen. Typische Beispiele sind die Besuche der Schule, der Baustelle oder des Seniorenheimes (S. 9). Allerdings bleibt ungeklärt, welche Konsequenzen aus den Begegnungen gezogen werden, die Öffnung scheint weitgehend folgenlos zu bleiben, auch wenn sie positiv bewertet wird (S. 10). Dieser Eindruck führt zu einer zweifachen Lesart einer Formulierung des Kapitels „Erkenntnisse“ auf Seite 10. Vermutlich soll die Formulierung „Wir machen uns auf den Weg und wissen nicht, wo

das Ziel liegt/der Weg hingehen soll“ (S. 10) aussagen, dass sich die Gemeinde in einem offenen Prozess befindet. Beim ersten Lesen entsteht aber der Eindruck, dass es sich tatsächlich um einen ziellosen Prozess in dem Sinne handelt, dass die Gemeinde nicht weiß, wie sie mit den Erfahrungen des „Außen“ umgehen soll.

3.3. Öffnung „nach außen“ bleibt unidirektional

Obwohl einige aufgelistete Aktivitäten unverkennbar darauf zielen, einen Dialog mit einem „Außen“ zu initiieren, entsteht aus den formulierten Zielsetzungen zu den Aktivitäten der Eindruck, dass die Öffnung hauptsächlich darauf zielt, Menschen zu informieren oder zu erreichen und damit eine unidirektionale Beziehung zu etablieren. Eindrücklich zeigt sich dies in den Zielsetzungen der Gemeindeversammlung. Während die ersten drei Stichpunkte davon sprechen zu „informieren“, „Bewusstsein (...) zu schaffen“ und „transparent [zu] machen“ (S. 11), wird der Austausch mit den Gemeindemitgliedern lediglich im letzten Stichpunkt erwähnt. Auffällig sind auch die Ziele der Fragebogenaktion (S. 10). Von einem Fragebogen wäre zu erwarten, dass mit ihm primär Informationen eingeholt werden. Tatsächlich ist dies auch das erste erwähnte Ziel. Es folgt allerdings ein weit ausführlicherer Abschnitt dazu, dass es darum geht den Prozess „ins Bewusstsein der Menschen zu bringen“, sie zu „informieren“ und sie zu „erreichen“ (S. 10).

3.4. Erfahrungen und Vorschläge der Umfrage kaum gefragt

Der verwendete Fragebogen (Anhang 5) scheint primär dazu geeignet standardisierte Daten abzufragen und folgt damit primär einem quantitativen Paradigma. Bei den Fragen 1, 3, und 5 soll zwischen verschiedenen Antworten ausgewählt werden, eine darüber hinaus gehende Stellungnahme dazu, wie etwas erfahren wird, oder was verbessert werden könnte, ist nicht gefragt. Auch Frage 2 zielt auf eine bloße Nennung von Orten ab. Lediglich bei Frage 4, sowie im abschließenden Kommentar, wird nach Wünschen oder Anliegen gefragt. Hierfür stehen aber lediglich jeweils 2 Zeilen zur Verfügung. Ein solches Vorgehen scheint wenig geeignet, um inhaltlich neue Impulse von den Befragten zu erhalten.

3.5. Rückmeldungen aus der Umfrage: Gegensätze und mehr vom Gleichen?

Bei der Zusammenfassung der Umfrageergebnisse (Anhang 6) fällt die häufige Forderung auf, „mehr“ zu machen. So werden etwa „mehr Gottesdienste für Kinder und Jugendliche“ (S. 26) oder auch „viel mehr Ökumene“ (S. 27) gewünscht. Eine besondere Häufung dieser Aussagen findet sich im „Kernaussagen Bereich Allgemeines“ (S. 29). Hier werden beispielsweise die Wünsche nach mehr Angeboten zur Glaubensvertiefung, nach

mehr Gemeinschaft oder nach mehr Besuchen aufgelistet. Diese Formulierungen verweisen zunächst darauf, dass von den Befragten ein Mangel wahrgenommen wird. Darüber hinaus vermitteln sie aber den Eindruck, dass sie inhaltlich unterbestimmt sind: Wie genau soll mehr Ökumene oder Gemeinschaft umgesetzt werden? Ist die Intention, dass tatsächlich mehr „vom Gleichen“ angeboten wird? Die Vermutung liegt nahe, dass dies die Probleme nicht lösen würde. Aus einer Perspektive, die nach möglichen Innovationen fragt, erscheint der Vorschlag „mehr des Gleichen“ zu machen als das Gegenteil von Innovation.

Ein zweiter Aspekt, der bei der Lektüre der zusammengefassten Umfrageergebnisse auffällt, betrifft die Zusammenstellung der Ergebnisse. Im „Bereich Gottesdienste“ (S. 28) werden in zwei aufeinanderfolgenden Stichpunkten Gegensätze aufgemacht:

„- Wünsche bezüglich Inhalt der Gottesdienste: mehr und tiefere Anbetung; im Gegensatz dazu: Wunsch nach weniger vorkonziliar anmutenden Gottesdiensten, moderne Gestaltung!

- Wunsch nach gehaltvolleren Predigten mit konkretem Bezug zum Alltag; im Gegensatz dazu: Wunsch nach mehr Predigten über die Sakramente und Schätze des kath. Glaubens“ (S. 28)

Auffällig ist, dass die Aussagen von den auswertenden Personen als Gegensätze verstanden werden, obwohl dies nicht notwendig der Fall sein muss: Tiefe Anbetung und moderne Gestaltung, können, müssen aber nicht als Gegensätze verstanden werden. Ebenso scheint der zweiten Gegenüberstellung die Annahme zugrunde zu liegen, dass Schätze des katholischen Glaubens nicht gehaltvoll sind und keinen Bezug zum Alltag besitzen – eine Annahme, die zunächst irritierend erscheint.

3.6. Das Jugendforum: Ein Erfahrungs- und Dialogort

Die Statements der Jugendlichen aus dem Jugendforum zeigen, dass das Forum ein Dialog und Erfahrungsort war. Verschiedene Gruppen konnten ihre Sichtweisen einbringen und weitergeben. Die Statements sind überwiegend keine Auflistung von Fakten, sondern beinhalten etwa Erfahrungen und Verbesserungsvorschläge. Beispiele hierfür sind die Erfahrung, dass zu rein spirituellen Veranstaltungen wenige Jugendliche kommen, woraus gefolgert wird, dass man mehr als Spiritualität braucht (S. 41) oder die Aussage, dass den Minis die Rückendeckung durch das Hauptamt fehlt und sie sich zum Beispiel Unterstützung bei den Mini-Stunden wünschen (S. 43). Inwieweit das Jugendforum Wirksamkeit entfaltet ist dem Bericht bzw. Anhang aber nicht zu entnehmen.

3.7. Die Netzwerkkarten: Ein Kirchenbild der konzentrischen Kreise?

Bei der Betrachtung der Netzwerkkarten (Anhang 1 und 2) fällt auf, dass beide Karten ein klar definiertes Zentrum besitzen, welches farblich hervorgehoben ist. Aus dem Farb-Code und den Beschriftungen lässt sich schließen, dass die zentralen Knotenpunkte die Kirchengemeinden repräsentieren sollen. Bei näherer Betrachtung kommt allerdings die Frage auf, wie dies konkret gemeint ist. Die Sternsinger-Aktion, die Chöre oder auch die Ministrant*innen sind als separate Knotenpunkte aufgelistet. Sind diese dann aber nicht Teil der Kirchengemeinde? Stellt der zentrale Knoten möglicherweise nur die Gottesdienstgemeinde oder der Kirchengemeinderat dar?

Ein Blick in die Arbeitshilfe des Bistums ermöglicht einen vertiefenden Blick auf die Netzwerkkarten. Offenkundig ist zunächst, dass sich die KGRs bei der Erstellung der Netzwerkkarten detailliert an die Vorschläge der Arbeitshilfen gehalten haben. Selbst die Farb- und Formvorschläge wurden übernommen. Auch die Idee, die Kirchengemeinden als Knotenpunkte darzustellen entspricht der Vorgabe (Arbeitshilfe 1, S. 41ff). Erstaunlich ist angesichts dieser großen Nähe allerdings, dass die erstellten Netzwerkkarten Netzwerke der Kirchengemeinden darstellen und nicht – wie in der Vorlage vorgesehen – ein Netzwerk der Kirche vor Ort. Der entscheidende Unterschied ist, dass die Arbeitshilfe ein Netzwerk ohne klares Zentrum im Blick hat, während die erstellten Netzwerkkarten egozentrierte Netzwerke der Kirchengemeinden darstellen. Die Kirchengemeinde bildet das Zentrum und ist im eigentlichen Sinn Kirche, während andere Orte zwar Anteil am Kirchsein haben, aber eher am Rande stehen. Diese Beobachtung lässt vermuten, dass bei der Erstellung der Netzwerkkarten ein Kirchenbild leitend war, welches als „Kirche der konzentrischen Kreise“ beschrieben werden kann.

3.8. Zusammenfassung: Kirche vor Ort

Im Abschlussbericht erscheint Kirche vor Ort hauptsächlich als eine Liste von Ereignissen und Aktivitäten. Im Allgemeinen bestätigt sich das Bild, welches schon Prozessteam beobachtet wurde: Die Gemeindeleitung verhält sich zur Gemeinde zumeist im Modus des Informierens, Erfahrungen haben wenig Raum. Die breite Darstellung der Diskussionen im Jugendforum zeigt aber, dass es auch Ausnahmen hierzu gibt. Zudem ist die klare Intension erkennbar, die Kirchengemeinde nach „außen“ zu öffnen wobei allerdings unklar bleibt, ob dieses Bemühen kirchliches Handeln langfristig beeinflusst. In Hinblick auf das Netzwerkverständnis ist festzuhalten, dass sich die Kirchengemeinde weiterhin als Zentrum von Kirche versteht – und nicht als ein Knotenpunkt der Kirche vor Ort unter anderen.

D Zusammenführung und Triangulation der Erkenntnisse

„Manchmal ist es schwere Arbeit ..die Frohe Botschaft und den Auftrag nicht zu vergessen und sich nicht entmutigen zu lassen.“ (Int. 3, Abs. 146-162)

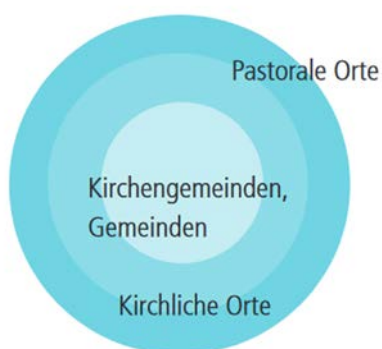
Die Forschungsfrage der Untersuchung lautet: *Wie verhält sich die Programmatik „Kirche an vielen Orten“ zu dem, was in der Erstellung von lokalen Pastoralplänen sichtbar wird und in den Blick kommt? Wo und wie folgt pastorales Handeln vor Ort tatsächlich einer Netzwerkkonzeption?*

Dies gibt begrifflich den Stand von 2016/17 wieder. Die Ursprungsidee von „lokalen Pastoralplänen“ wurde von der diözesanen Prozessleitung im Verlauf verändert, so dass jetzt im letzten Schritt von den Seelsorgeeinheiten ein mit einer bischöflichen Visitation verbundener „Pastoraler Abschlussbericht“ erstellt werden sollte.

1. Die Programmatik des Prozesses: Von Gemeindezentralität zu Kirche an vielen Orten

Die netzwerkbezogene Entwicklungsprogrammatik lässt sich gut mit Hilfe dreier Grafiken in Erinnerung rufen.

Zunächst wird die sozialräumliche Erweiterung der Basis von Kirche als Entgrenzung verstanden. „‘Pastorale Orte‘ ist der umfassendste Begriff. Dann gilt: Alle Kirchengemeinden und Gemeinden sind ‚kirchliche Orte‘, aber nicht alle kirchlichen Orte sind Gemeinden“²⁴. Die entsprechende Grafik legt dann allerdings, und offenbar entgegen der Absicht, eine andere Dynamik nahe: das Konzept konzentrischer Kreise, also Gemeindezentralität.

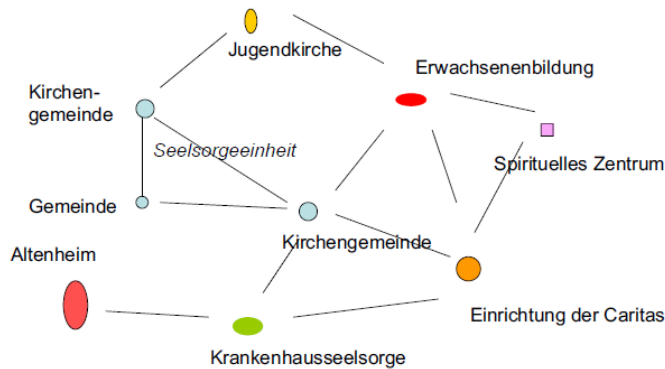


In einer nächsten Broschüre²⁵ wird grafisch auf eine Netzwerkstruktur umgestellt.

²⁴ Bischöfliches Ordinariat, Kirche (Blaue Broschüre), 21.

²⁵ Bischöfliches Ordinariat der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Hg.), Arbeitshilfe 3. Starten und Planen, Kirchengemeinderatswahl/Pastoralratswahl, Rottenburg 2015, 62.

Entscheidend für den Entwicklungsweg ist die Kirche am Ort.

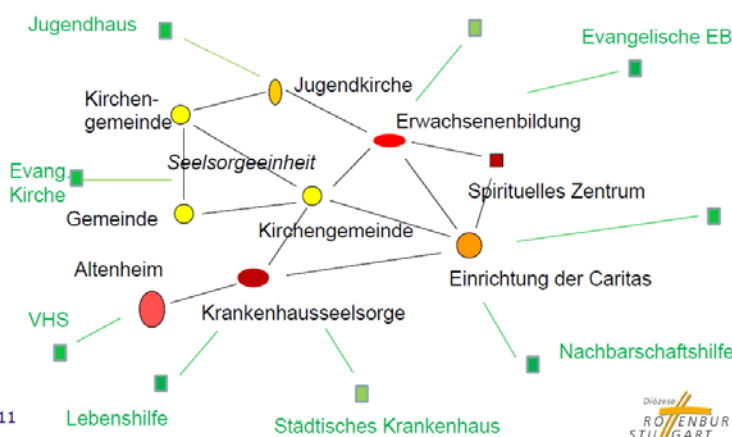


10



In einer weiteren Fassung²⁶ werden die Orte in katholischer Trägerschaft um andere, außerkirchlich getragene Institutionen erweitert, mit denen man vor Ort als Kooperationspartner vernetzt ist.

Entscheidend für den Entwicklungsweg ist die Kirche am Ort **und deren weitere Vernetzung.**



11



²⁶ Präsentation: Was den Entwicklungsweg der Diözese 2015-2020 ausmacht (November 2015), 11.

Drei Aspekte fallen auf:

Auf der Ebene der Organigramme ist erkennbar eine Netzwerkkonzeption leitend. In vielen Broschüren-Texten wird eine entsprechende Vernetzungsperspektive, auch mit außerkirchlichen Orten, nahegelegt und (pastoral)theologisch begründet. In der Beobachtung des Prozesses vor Ort wird dagegen deutlich, wie die angezielte Netzwerklogik eines dezentralen Geflechts weiterhin vom zentralistischen Subtext der konzentrischen Kreise formatiert bleibt.

Eine genauere Analyse der drei Grafiken²⁷ zeigt dann, dass auch bei der programmatischen Umstellung auf eine Netzwerkkarte die Logik der konzentrischen Kreise offenbar nicht wirklich überschritten wurde. Der gelbe Knoten einer Kirchengemeinde bleibt jeweils in der Bildmitte, außen herum die Corona der katholischen Institutionen und an der Peripherie die außerkirchlichen Orte des Lebens. Eine wirklich dezentrale Logik, die den eigenen Ort in Beziehung zu anderen auch wirklich konzeptionell relativiert, wird dadurch unterlaufen: Das Identitätsangebot von Gemeindezentralität läuft weiter mit.

Das Netzwerk wird dargestellt als eine Art Gitter, zunächst des Katholischen, dann auch mit anderen institutionell-stabilen Orten und Rollenträger*innen. Das spiegelt sich auch vor Ort: Im Abschlussgespräch mit dem Netzwerkteam hieß es etwa: „Wir sind gut vernetzt. Wenn ein Verein einen Moderator braucht, wird unser Pfarrer gefragt“. Primär geht es um die Sichtbarmachung von institutionellen und organisatorischen Knoten und Verdichtungen, hier in Gestalt des leitenden Pfarrers. Das ist als Einstieg in die Wahrnehmung von Kirche als Vernetzungsraum zu würdigen. Die Perspektive von Netzwerken als schwache Bindungen, von situativen Ereignissen und flüchtigen Gelegenheiten bleibt dabei aber selbst schwach ausgeprägt.

2. Die Seelsorgeeinheit als Ort wirkmächtiger Gewohnheiten

Die Auswertungen der verschiedenen Datensätze lässt erkennen, dass die Gremien der Seelsorgeeinheit, ein Ort sind, an dem sich vertraute Konzepte und Praktiken gegenüber neuen Impulsen durchsetzen. So zeigt das Beispiel der Netzwerkkarten (vgl. C 3.7), wie die Vorgaben der Arbeitshilfe gerade an dem Punkt keine Wirkung entfalten, an dem diese das vorherrschenden, gemeindezentrierten Kirchenbild verlassen. Auch der schwere Stand des dialogischen Beziehungsbildes verweist darauf, dass neue Impulse sich nur schwer durchsetzen können (vgl. C 1.4.2). Insbesondere im letzteren Fall lässt sich zudem zeigen, dass das Festhalten an alten Ideen nicht unbedingt in einer bewussten Entscheidung gegen Innovationen begründet liegt, sondern vielmehr beiläufig geschieht. (vgl. ebd.) Dies lässt darauf schließen, dass im Zweifelsfall auf Selbstverständliches zurückgegriffen wird.

²⁷ Die Anregung zu dieser Beobachtung verdankt sich der Magisterarbeit von Ronja Pergialis aus dem Jahr 2016: Pergialis, Ronja, Zukunft ist Vergangenheit, Eine Analyse des Entwicklungsprozesses „Kirche am Ort – Kirche an vielen Orten gestalten“ der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Tübingen 2016 (unveröff.).

Das heißt, man folgt dem gemeindeftheologischen Kirchenbild der konzentrischen Kreise und rechnet mit Kirche als hierarchischer Verwaltung. Die Kirchengemeinde (oder auch nur ein Teil von ihr) bildet das Zentrum von Kirche im vollen Sinn. Eine breite, aktive Partizipation außergemeindlicher Orte an der Gestaltung der Seelsorgeeinheit scheint nicht wirklich vorgesehen.

Die Anstrengungen, hier etwas in der Praxis von Kirche grundsätzlich zu verändern, können aber kaum Wirkung entfalten (vgl. C 1.4.2). Besonders eindrücklich zeigt sich dies im pastoralen Abschlussbericht. Es wird immer wieder betont, dass man sich „nach außen“ öffnen möchte und man nimmt diese angezielte Öffnung auch positiv wahr. Nachhaltige Konsequenzen lassen sich aber nicht erkennen (vgl. C 3.2). Wenn man mit den erarbeiteten Charakteristika evangeliumsrelevanter Orte davon ausgeht, dass sich Orte des Evangeliums dadurch auszeichnen eine „befreiende Potenzialität“ zu besitzen, die es ermöglicht etwas bewegen zu können (vgl. C 2.3.2), erscheint die Wirkungslosigkeit neuer Impulse in den Kirchengemeinden problematisch. Die Rückmeldungen in der Umfrage, „mehr von fast allem“ machen zu sollen, legen zudem nahe, dass die Dominanz des Gewohnten über die Grenzen der Leitungsgremien hinaus wirksam ist. Die Zukunft der Kirche wird weniger in Innovation, sondern in gesteigerter Produktion gesehen. Mit Paul Watzlawick reproduziert das „Mehrdesselben-Rezept“ allerdings eine doppelte Blindheit: „Erstens dafür, daß im Laufe der Zeit die betreffende Anpassung eben nicht mehr die bestmögliche ist, und zweitens dafür, daß es neben ihr schon immer eine ganze Reihe anderer Lösungen gegeben hat oder zumindest *nun* gibt.“²⁸ Daher muss konstatiert werden, dass sich die pastoraltheologische Erwartung, dass „sich durch Netzwerkdenken und – handeln überkommene mentale und strukturelle Modelle ekklesiologischer Gemeindeftheologie auflösen und stattdessen neue Dynamiken in den großen pastoralen Räumen freisetzen lassen, die Pluralität fördern und neue Anschlussmöglichkeiten bieten“²⁹, bisher nicht erfüllt. Der Netzwerkgedanke löst die bisherigen Modelle von Kirche nicht ab, sondern wird größtenteils lediglich als Label für Bisheriges übernommen.

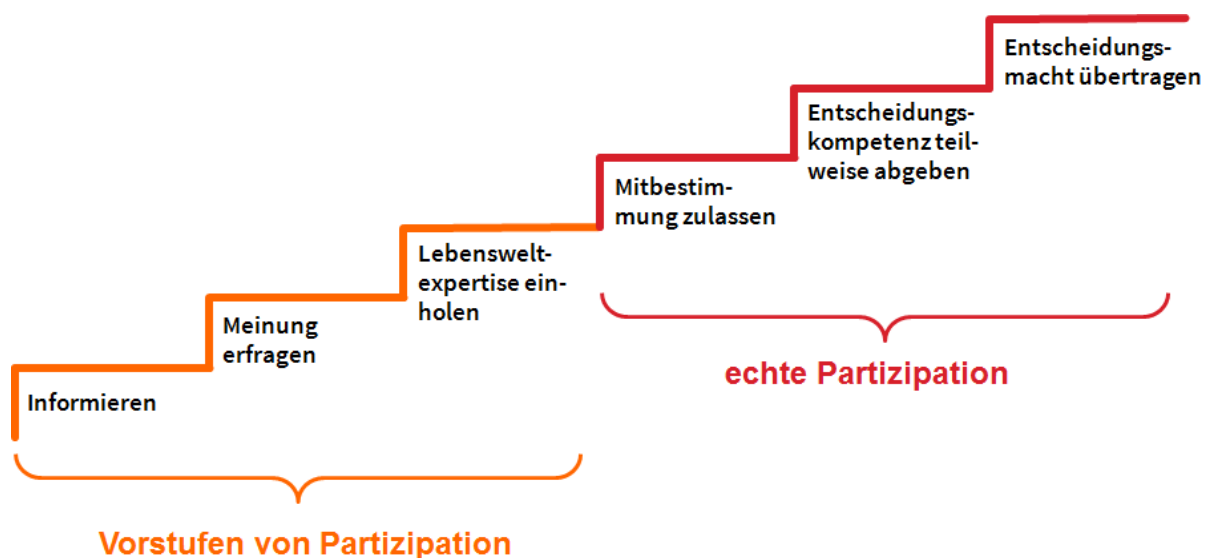
3. Kirche als Ort geringer Partizipation

Die Analyse der Beziehungsgestaltung des Prozessteams hat gezeigt, dass Beziehungen des Prozessteams zumeist einseitig gestaltet sind und dazu dienen andere zu informieren (vgl. C 1.4.1). Wenn wechselseitige Beziehungen eingegangen werden, sind diese zumeist hierarchisch und dienen primär dazu, Fakten zu erfragen (vgl. C 1.4.3 und C 3.4). Die Beziehungen dienen in den allermeisten Fällen nicht einem breiten inhaltlichen Austausch. Unter der Perspektive des Partizipationsgedankens lässt sich sagen, dass die Kirchengemeinde keine echte Partizipation zulässt, wie die folgende Darstellung von Dessoy veranschaulicht³⁰:

²⁸ Watzlawick, Paul, Anleitung zum Unglücklichsein, München 1994, 27.

²⁹ Zimmer; Sellmann; Hucht, Netzwerke, 215f.

³⁰ Dessoy, Valentin, Partizipation und Leitung in der Kirche, futur2 (online: <http://www.futur2.org/article/partizipation-und-leitung-in-der-kirche/>, aufgerufen: 15.11.2019).



Die Beziehungspraxis des Prozessteams bewegt sich zumeist auf der ersten Vorstufe von Partizipation – es betreibt zumeist Öffentlichkeitsarbeit. Die Umfrage und die Gemeindeversammlung bewegen sich zwischen der ersten und der zweiten Stufe. Lediglich einige Ausnahme-Orte wie das Jugendforum lassen sich in die dritte Vorstufe zu Partizipation einordnen. In Anlehnung an Niklas Luhmann lässt sich sagen, dass Menschen, bzw. ihr Verhalten für die Kirchengemeinde keine wirklich systemrelevante Irritation sind.³¹

4. Kirche als Netzwerk vieler Orte und Ereignisse?

Zentral scheint uns für die Auswertung des „Kirche an vielen Orten“-Prozesses, wie Kirche als verfasste Organisation und Kirche als Netzwerk von Ereignissen und Relationen jeweils ins Verhältnis gesetzt sind.

Organisation und Netzwerk

Die Untersuchung hat gezeigt, dass Kirche stark von einer Organisationslogik geprägt bleibt.³² Selbst in den Interviews zeigte sich eine Tendenz, nicht über eigene Erfahrungen, sondern über unverfängliche Tatsachen zu sprechen (vgl. C 2.1). In der Praxis des Prozessteams wird Kirche zumeist als das verstanden, was sich als Organisation sichtbar machen lässt: Listen, Personalstellen, Finanzaufweisungen, organisierte Vergemeinschaftungen und die spezielle „Big Data“ der Mitgliedschafts- und Aktivitätszahlen (Kirchgang, Beerdigungen, Trauungen,

³¹ Vgl. Luhmann, Niklas, Inklusion und Exklusion, in: Ders. (Hg.): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, Wiesbaden 2005, 226-251.

³² „Organisationen werden durch Mitgliedschaftsregeln konstruiert und konstituiert, durch Ämterstrukturen, Kommunikationskanäle, Verteilung von Ressourcen, Kompetenzen und Zuständigkeiten, Hierarchien und Dienstwege, Kontrollen und Ausschlussverfahren. Im weitesten Sinne stellen Organisationen formalisierte Erwartungen an ihre Mitglieder, wie sie sich zu verhalten haben“, Heller, Andreas; Kroboth, Thomas, Kirchen verstehen und als Organisationen gestalten, in: Dies. (Hg.), OrganisationsEthik. Organisationsentwicklung in Kirchen, Caritas und Diakonie (Palliative care und Organisationsethik, Bd. 7), Freiburg i. Br. 2003, 22.

Einrichtungen ...). Der Abschlussbericht bildet insofern weitgehend das ab, was die Filiale eines Unternehmens als Rechenschaftsbericht an die Zentrale zu melden hat.

Netzwerke, die sich in gemeinsam erzählten Erfahrungen konstituieren und über diese regulieren, kommen in der Organisationslogik des Prozesses offenbar sehr wenig in den Blick. Kirchensoziologisch „wird unterstellt, dass sich nicht Inhalte, Intensitäten und Gelegenheiten vernetzen, sondern wieder nur: Mitglieder und Nichtmitglieder.“³³ Durch die Orts- und Aktivitätsveränderung der flanierenden Interviews konnte dagegen gezeigt werden, dass in der Kirche vor Ort natürlich durchaus intensive Narrative über evangeliumsrelevante Orte und Ereignisse und damit Kirche im Sinne von Netzwerken existieren. Diese Ereignisse finden dabei sowohl an organisiert-verfassten Orten wie auch an höchst fluiden Orten statt (vgl. C 2.4.). Wen wir rcht sehen, verläuft die Grenze zwischen Netzwerk und Organisation damit weder zwischen bestimmten Personengruppen noch zwischen bestimmten geographischen Orten. Die Grenze zwischen Netzwerk und Organisation verläuft vielmehr an der Stelle, an der sich die Zugriffsform auf ein Geschehen ändert: Im Netzwerk wird erzählt und (theologisch gesprochen) Zeugnis gegeben, in der Organisation tritt der Ort als Datensatz auf, der strategisch manipuliert werden kann.

In unserer Perspektive spielen beide Sozialformen für Kirche eine wichtige Rolle, können sich nicht gegenseitig ersetzen und sollten auch nicht gegeneinander ausgespielt werden. Entscheidend ist allerdings die Frage, wie sie sich zueinander verhalten.

Leer und eng?

Die Beobachtungen der Prozesspraxis „Kirche an vielen Orten“ deutet hier auf eine paradoxe Erwartungsstruktur hin. Die organisierten Orte von Kirche (Leitung, Gemeindegremien, Prozessteam) sahen sich mit Netzwerkerwartungen konfrontiert, nämlich ins „Außen“ zu kommen und damit mehr Menschen und Orte als Freiwillige und Engagierte in Reichweite zu bekommen (Menschen erreichen). Empirisch stand entsprechend vor allem Information und Werbung über die vielfältigen Aktivitäten der Kirchengemeinden im Vordergrund. Umgekehrt ist der Blick auf prinzipiell unruhige Netzwerkwirklichkeiten weiterhin von Organisationserwartungen geprägt – also Netzwerke organisatorisch herstellen zu wollen, Kontrolle nicht abzugeben und Zentralität beizubehalten. Empirisch hat sich gezeigt, dass im Prozessverlauf dann zwar viele relevante Themen und Fragen angesprochen wurden. Doch es blieb zwangsläufig schwierig, aus den Wahrnehmungen, auch aus der Umfrage, wirklich kreativ-verändernde Ideen zu generieren.

Diese Ergebnisse lassen sich pastoralsoziologischen zuspitzen. Einiges spricht dafür, dass die empirisch entdeckten Paradoxien zwei entgegengesetzte Grunderwartungen spiegeln, die sich auch in anderen Kirchenentwicklungsprozessen finden. Das wäre einmal die Sehnsucht nach Intensität und Nähe in der Kirche vor Ort. Dafür steht der Verheißungsbegriff des Netzwerks. Zugleich gibt es in einer unübersichtlichen Gegenwart die Sehnsucht nach Sicherung kirchlicher Identität durch die amtliche Organisation. In den Worten der Soziologin

³³ Lehmann, Zwei oder drei, 29.

Maren Lehmann: „Kirche will mehr Verlässlichkeit, mehr Gewissheit, mehr Adressabilität, mehr Identität, mehr Distinktion, also mehr Organisation; sie will aber auch mehr Variabilität, mehr Heiterkeit, mehr Beweglichkeit, mehr Differenz, mehr Öffnung, also mehr Vernetzung.“³⁴ Doch die Kirche am Ort muss daran scheitern, fluide Netzwerke organisatorisch herstellen zu wollen und umgekehrt die Organisation in weniger kontrollierbare Netzwerke freigeben zu sollen.

Die Kirche weiß eigentlich „um die prekären Folgeprobleme von Organisation – nämlich: Schließung – und von Vernetzung – nämlich: Verdichtung. Sie weiß, dass sie durch immer mehr Organisation und immer mehr Vernetzung ein immer geschlossenerer und immer dichter Sozialraum geworden ist: leer und eng zugleich.“³⁵ Deshalb wäre die kritisch mitlaufende Frage, inwieweit Kirchenentwicklungsprozesse, sogar noch wo sie Netzwerkkonzeptionen stark machen, im Rücken ihrer Anliegen dazu beitragen, dass Kirche vor Ort leer und eng zugleich bleibt.

Alternativen dazu lassen sich eben nur begrenzt organisatorisch geplant herstellen, auch wenn es organisationale Komponenten oder Voraussetzungen gibt, also Rollenträger*innen, Gebäude oder institutionalisierte Anlässe. Die flanierenden Netzwerkinderviews zeigen mit ihren Qualitäten zumindest einen Ausblick. In den „Stories“ über evangeliumsrelevante Orte und Ereignisse kommen Narrative und unscheinbare Gelegenheiten (Wegkreuze, unerwartet dichte Gespräche etc.) in den Blick, die in ihrer Bedeutung für Kirche an vielen Orten mehr Gewicht bekommen könnten. Voraussetzung wäre ein Blick auf Kirche am Ort, der nicht primär mit Mitgliedschaft bzw. Ämtern und weniger mit dauerhaft stabiler Anwesenheit rechnet – und das heißt nicht mit mehr, sondern mit weniger Organisation und Kontrolle.

Organisation und Netzwerk in ihren Potenzialen und Grenzen für Kirche betrachten

Die Ergebnisse des Forschungsvorhabens zeigen damit, dass Netzwerkpotenziale in der Kirche am Ort aktuell nur eine untergeordnete Rolle spielen (können). Kirche wird, vor allem im Prozessbericht, primär als Organisation betrachtet. Entsprechend dominieren die Aufzählungen institutionalisierter Orte und die rechtlichen Organisationsveränderungen (Gesamtkirchengemeinde). Vor allem in den organisationalen Strukturen dokumentiert sich die Gefahr, dass Netzwerke völlig aus dem Blick geraten: Indem Erfahrungen und „schwachen“ Gelegenheiten wenig Wert beigemessen wird, können Netzwerkwirklichkeiten auch nur wenig im Leitungshandeln berücksichtigt werden. Damit reproduziert der Prozess „Kirche an vielen Orten“ entgegen der Netzwerk-Programmatik primär eine Organisationslogik, wie sie hier von Dirk Baecker beschrieben wird:

„Organisationen haben eine Tendenz, schwierige Fragen eher latent zu entscheiden, durch Sortierschemata von Akten, durch selbstverständlich scheinende Prioritäten (die nicht angetastet werden, weil Folgeprobleme unabsehbar wären), durch hierarchische Vorgaben (die sachlich und sozial begründet werden und das Personal in die Pflicht

³⁴ Lehmann, Maren, Zwei oder Drei. Kirche zwischen Organisation und Netzwerk, 6.

³⁵ Ebd.

nehmen), so dass eine ethische Auseinandersetzung mit diesen Fragen die doppelte Aufgabe hat, diese Praktiken als (vermutlich unzureichende) Lösungen des Problems zu würdigen (weil sie immerhin die Organisation erhalten, die sich um diese Probleme kümmern kann), zugleich jedoch nach den Kosten dieser Praktiken zu fragen. Typische Kosten ... liegen dort, wo berechnete Interessen von Betroffenen nicht wahrgenommen werden oder bewusst ausgeblendet werden.“³⁶

Diese Problematik des fehlenden Wissens über die sich in Netzwerken formenden Erfahrungen und Interessen der Menschen - die sich aus dem Fokus auf darstellbare Fakten ergibt - wird interessanter Weise auch im Prozessteam selbst thematisiert. Beispielsweise wird bei der Beschäftigung mit den Ergebnissen des quantitativen Umfrageteils die Frage aufgeworfen, was die Aussagekraft der statistischen Ergebnisse ist:

„Wenn da jetzt jemand sagt, ja was sagt euch das jetzt, was wollt ihr jetzt durch diese Aussage verändern, machen? Das sagt ja aus, dass zum Beispiel die Gottesdienstbesuche 1,8 sind, gut zwischen sehr wichtig und wichtig, was machen wir mit dieser Aussage? Wollen wir das, wollen wir da was verbessern, weil so viele kommen oder weil es für viele so wichtig ist oder wir sagen, ja das ist ja für viele wichtig, da brauchen wir nichts machen, wir gehen dahin wo es 3,4 ist, was machen wir mit diesen einzelnen Aussagen. Mit diesen einzelnen Zahlen?“ (3, 124)

Letztlich zeigt sich in der Distanz der kirchlichen Organisationsteile zu den Erfahrungen der Menschen eine Spaltung in der Kirche: Netzwerke und Organisation stehen recht unvermittelt nebeneinander. Eine solche Konstellation ist aber für beide Teile von Nachteil: Die Organisation verliert ihre Relevanz für den gelebten Glauben ebenso wie gehaltvolle Orientierungspunkte für ihr eigenes Handeln, die Netzwerke hingegen haben keine Möglichkeit ihre Interessen strategisch zu verwalten und gesellschaftlich wirksam zu machen. Das Forschungsprojekt zeigt, dass in der Kirche vor Ort durchaus ein Gespür für die angesprochene Problematik vorhanden ist: Immer wieder werden Initiativen zum Erfahrungsaustausch ergriffen. Ein Paradigmenwechsel, der Organisation und Netzwerke unterscheidet und in ihren Grenzen und Potenzialen betrachtet, ist allerdings weniger zu beobachten.

Wie in Kapitel C 2.5 angedeutet, könnte der Weg zu einem solchen Paradigmenwechsel darin liegen, dass die Organisation sich selbst zurücknimmt und das Bewusstsein für die Relevanz von Netzwerken wachhält. Der springende Punkt dabei ist, dass Netzwerke für die Organisation Kirche keine Optimierungsoption sind, sondern wohl als Relativierungs-Metapher betrachtet werden müssen. Netzwerke lassen sich im Letzten nicht organisieren. Möglich ist es allerdings, den in alltagsweltlichen Netzwerken gemachten Erfahrungen einen Ort einzuräumen, sich von ihnen im organisatorischen Handeln irritieren und inspirieren zu lassen und sie durch Zurverfügungstellung von Plattformen oder Ressourcen zu unterstützen.

³⁶ Baecker, Dirk, 4.0 oder Die Lücke, die der Rechner lässt, Leipzig 2018, 211.

Theologische Dezentrierung von verfasster Kirche

Die theologischen Ressourcen dazu gibt es, auch in den verschiedenen Prozess-Materialien, sie werden aber in der Kirchenentwicklung operativ nicht wirklich bzw. nur sehr domestiziert wirksam. Der emeritierte Würzburger Pastoraltheologen Rolf Zerfaß hatte schon vor Jahren formulierte:

„Gott hat ... nicht nur die Kirche, sondern die Welt erlöst; Christus ist nicht nur für die Glaubenden, sondern für alle Menschen gestorben; d.h. jeder Mensch steht schon im Horizont des göttlichen Erbarmens. ... Der Selbstvollzug der Kirche gelingt darum nur, wo sie selbst daran glaubt, dass Gott ihrem Tun vorausgeht; daß er in denen auf sie zukommt, zu denen er sie geschickt hat. Die Kirche bringt den Menschen nicht etwas, was sie schlechterdings noch nicht haben, sondern deckt auf, was Gott ihnen längst schon schenkt: sein Erbarmen, seine Vergebung, seine Verheißung.“³⁷

Das heißt: Die Grenzen der verfassten Kirche sind nicht die Grenzen der Aktualisierung des Evangeliums vom Reich Gottes. Kirchliche Orte sind deshalb keine religiösen Bewahranstalten, die der kirchlichen Botschaft einen Platz in der Welt sichern müssen. Kirche freizugeben³⁸, um als Kirche frei geben zu können, das heißt, die christliche Botschaft auch dort zu vermuten, wo man die Erwartungen der Anwesenden nicht genau kennt, wo sie nicht schon kirchlich vorgeprägt und mit den Selbstverständlichkeiten des gemeindlichen Lebens abgeglichen sind.

Diese entgrenzende *Theo*-Logik von Kirche wird unterlaufen durch die begrenzende *Organisations*-Logik von Kirche, die sich über Mitgliedschaft und sichtbare Zugehörigkeiten definiert (etwa Gottesdienstbesucher*innen oder Gemeinde-Engagierte oder getaufte Katholik*innen). Entsprechend wurde auch im Prozessteam die Frage problematisiert: „*Wer* ist eigentlich die Kirche am Ort?“ Wer gehört dazu? Aus der Perspektive christlicher *Theo*-Logik wäre aber eine weitere, eher netzwerkaffine Frage möglich und näherliegend: *Wo* ereignen sich jene Qualitäten, wo ereignet sich jene Identität, für die Kirche „Zeichen und Werkzeug“ (LG 1) sein soll? Zum Wechsel von *Wer*-Identitäten zu *Wo*-Identitäten schreibt Hans-Joachim Sander:

„Wenn Menschen dieses *Wo* ergreifen, wird ihre Identität davon nachhaltig graviert. Mit diesem *Wo* überschreiten sie das *Wer*, das sie sich selbst vom Kontext moderner Gesellschaften als alleiniges Identitätsmerkmal haben vorgeben lassen. ... Der Ortswechsel in diese Identität steht für Christen weltweit heute an. Sie können der Relativierung nicht ausweichen ...“³⁹

³⁷ Zerfaß, Rolf, Die kirchlichen Grundvollzüge – im Horizont der Gottesherrschaft, in: Konferenz der bayerischen Pastoraltheologen (Hg.), Das Handeln der Kirche in der Welt von heute. Ein pastoraltheologischer Grundriß, München 1994, 32-50, 45f.

³⁸ Feiter, Reinhard; Müller, Hadwig (Hg.), Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich, Ostfildern 2013.

³⁹ Sander, Hans-Joachim, Glaubensräume. Topologische Dogmatik. Band 1: Glaubensräumen nachgehen, Ostfildern 2019, 36.

Dazu aber muss man die Zentren verlassen und sich zu anderen Orten und Erfahrungen hin ins Verhältnis setzen. Die flanierenden Interviews sind der Versuch, das als pastorales Forschungsprogramm zu erproben. Und die Ereignisqualitäten in den „Netzwerk-Stories“ zeigen, was dann zum Vorschein kommen kann.

5. Ausblick

Der vorliegende Forschungsbericht hat gezeigt, dass die Kirche vor Ort und auch die Kirchengemeinden Felder sind, an denen sich Kirche durchaus als ein Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse entdecken lässt. Vor allem die flanierenden Netzwerkinterviews geben einen kleinen, exemplarischen Einblick in gelebte Glaubens- und Lebenserfahrungen, wie sie in der Kirche am Ort empirisch zu finden sind. Doch diese praxisbezogene Ereignis- und Netzwerkwirklichkeit verliert sich in der Dynamik des Prozessteams und kann auch im Abschlussbericht nur wenig Wirksamkeit entfalten. Dies zeigt sich etwa strukturell darin, dass es nicht wirklich gelingt, den eigenen (gemeindlichen) Ort als einen Knoten unter anderen in einem Netzwerk der Kirche am Ort zu relativieren.

Aus der programmatischen Perspektive des Kirchenentwicklungsprozesses könnte man empirisch-theologisch von einer Umkehrung der konzentrischen Kreise sprechen: Die angezielten Ereignisqualitäten zeigen sich in den kleinen und größeren „Stories“ beim Spazieren durch die Weite des Ortes, während sich diese Qualitäten mit zunehmender Nähe zu den organisatorischen „Zentren“ verflüchtigt. Die Ergebnisse zeigen aber auch, dass dieser Befund nicht dadurch zu erklären ist, dass sich die verantwortlich engagierten Personen nicht auf eine neue Perspektive einlassen wollen. Vielmehr legt sich nahe, dass der Kontext verfasster Kirche von gegenläufigen habituellen, also überindividuellen Denk- und Handlungsweisen geprägt ist. Die offensichtliche Trägheit des Gewohnten lässt sich auch nicht allein mit dem Hinweis auf Denkstrukturen in der Kirche vor Ort erklären – sie ist wohl nur im Kontext viel weitreichenderer Macht- und Erwartungsstrukturen in Kirche zu verstehen.

Für eine weitergehende Interpretation könnte man sagen: Letztlich dokumentiert sich im untersuchten Feld eine Gleichzeitigkeit von drei kirchlichen Organisations- und Selbstbeschreibungsformen, die sich teilweise gegenseitig blockieren. Die Beschreibung von Kirche als moderne Organisation (Professionen, Planungsprogramme, Prozessteams) und als fluides Netzwerk christlicher Glaubenspraxis (Gelegenheiten, Ereignisse, Erfahrungen) wird überlagert von der kirchenrechtlich verankerten Kultur einer monarchischen Bischofskirche (Kontrolle und jurisdiktionelle Amtsvollmacht).⁴⁰ Ganz deutlich wird diese letzte Dynamik in der Tatsache, dass der Abschlussbericht des erklärtermaßen offenen Kirchenentwicklungsprozesses als identisch erklärt wird mit dem Pastoralbericht der kirchenrechtlich vorgeschriebenen Pastoralvisitation. Damit besteht der offizielle Endpunkt

⁴⁰ Vgl. dazu ausführlich Schüßler, Michael, Den Kontrollverlust erforschen. Theologische Archäologie der Kirche als Institution, Organisation und Netzwerk, in: Seewald, Michael (Hg.), Kirche am Ort. Bausteine zu einer Ekklesiologie der Teilkirche, Ostfildern 2018, 147-165.

einer Freiheit und Kreativität kommunizierenden Aktivierungs- und Beteiligungsform in einer amtlichen Pastoralvisitation nach Can. 396 §1. In der Arbeitshilfe heißt es dazu in aller Klarheit: „Die Pastoralvisitation ist ein verbindliches Element der Leitung und Führung des Bischofs und ein verbindliches Instrument regelmäßiger Selbstvergewisserung über den Weg als Kirche am Ort.“

Der Eindruck, dass Veränderungen von Seiten der Kirchenleitung - trotz anderweitiger Bekundungen – recht enge Grenzen gesetzt sind (in Gestalt einer Rahmeninterpretation der kirchenrechtlichen und lehramtlichen Vorgaben), bestätigt sich auch in einer abschließenden Diskussion der Forschungsergebnisse mit dem Prozessteam: Die Diözese solle in Kirchenentwicklungsprozessen nicht die ganze Verantwortung für Innovationen auf die Kirche vor Ort verlagern, sondern ihre eigenen Freiräume nutzen, um ermöglichende Rahmenbedingungen zu schaffen. Entsprechend lautete auch die Rückfrage, welche Rolle die Diözesanleitung selbst im Netzwerk pastoraler Orte eigentlich einnimmt: Welche veränderte Praxis von Kirche, welches veränderte Selbstverständnis wird dort sichtbar?